



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1938

6 (1938)

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT

der

MARIANHILLER MISSION



Nummer 6

Juni 1938

56. Jahrgang

Pfingsten

Komm, Heil'ger Geist, mit Schöpferkraft,
Weck' auf, was schlafend und erschlaft!
Brenn laue Herzen hell und weiß,
Brich jeder Selbstsucht starres Eis,
Daß Blick zu Blick nur Liebe weht,
Und jeder Brudernot versteht!

Ström nieder Deiner Gnade Flut,
Daß alle sich einander gut
Und Helfer werden, arm wie reich,
Daß öffnen sich, den Blüten gleich,
Die Hände schenkend und beschenkt,
Beglückt von Deinem Licht gelenkt!

Daß nicht mehr sich mit Lächeln tarnt
Das Böse, das nur Lügen garnt,
Und keiner mehr die Freude schmächt,
Die er im Bruderblick erspäht,
Daß Haß erlischt und Neid zerfällt
In Deines Wehens Allgewalt!

Peer.

Pfingsten, das Fest der Weltmission

Pfingsten, das Hochfest des Heiligen Geistes! . . . Am 50. Tage nach Ostern erneuert es in uns die Erlösungsgnade und Erlösungsfreude. Nochmals ertönt das selige Alleluja in den gehobenen Weisen der Neugetauften von einstmals. Möchte es heutzutage kräftigen Widerhall finden in Herzen, die der Heilige Geist gnadenreich erneuert hat!

Pfingsten war in der Vorzeit das Fest der beginnenden Ernte, das an die Gesetzgebung auf Sinai und die Vollendung des Alten Bundes am 50. Tage nach dem Auszug aus Ägypten erinnerte.

Pfingsten ist uns Christen das Gedächtnis der ersten (wunderbaren) Ausfendung des Heiligen Geistes, die Feier der nach innen und außen vollendeten Gründung der Kirche . . . O, daß es uns jährlich mehr die innere Vollendung unseres Kindesverhältnisses zu Gott, unsere wahre und einzige Vollkommenheit brächte! Dann könnte auch in unserer Seele eine reiche Tugendernte beginnen, wie an dem ersten Pfingsten für die Apostel. —

Die Meinung, die uns beim hl. Messopfer dieses hohen Tages begleiten soll, ein Ziel für jede Einzelseele wie für die Weltkirche: „Festige das, o Gott, was du in uns schon gewirkt hast!“ Stärke es, belebe es, laß deine Gnaden, die großen Erweise deiner Liebe, nicht unvollendet bleiben! Sieh' auf unsere Schwäche und Ohnmacht! Sende den Hl. Geist zu einem recht



Fronleichnam: Hochamt
Photo: Seminar St. Joseph, Reimlingen

tiefen, ständigen, unser Ganzes umfassendes Wirken! Gib ihn den ganzen Völkern, als dessen Vertreter Könige und Regenten dann vom Tempel der wahren Kirche aus Opfergeschenke und Huldigungsgaben dir darbringen werden. Nur der Hl. Geist verleiht ihnen die rechte Gesinnung, mit der sie dich als ihren höchsten Vater und Herrn anerkennen und dir dienen. „Gott dienen bringt echte und ewige Herrschaft“, sagt ihnen der Hl. Geist! . . . Und wir alle können doch, insofern wir unsere Pflichten gegen Gott mit voller Herzenszustimmung erfüllen, schon wahrhaft Könige im Reiche der Seelen sein.

Um den Hl. Geist zu verstehen und als Lebensführer, als tröstenden Freund zu empfangen, will ich mich nach der Lehre des Evangeliums bemühen, Christi Wort zu halten. Das ist die

Voraussetzung des großen Pfingstgeschenktes, das ich heute durch Vermittlung meines eucharistischen Heilandes erwarte. Er soll „erkennen, daß ich“, nach seinen Worten, „Gott liebe und deshalb tue, was Gott aufgetragen hat“ . . . Unser mühsames Beginnen, unsere hinfälligen Vorsätze werden sich bald mit Erkenntnis, Friede, Freude, Gotteskraft belohnt sehen.

An der Wiege der Kirche leuchtet das Feuer und braust der Sturm. Mit Sturmesmacht wurden die Apostel aus ihrem natürlichen Lebenskreis gerissen, der immer das eigene Ich zum eigentlichen Mittelpunkt hat und in die Lichtbahn gedrängt, der Gott alles ist. Und doch war dieser plötzliche Ansturm von oben durch so selige, ruhige Wonne gekennzeichnet, daß er wie ein Stück Himmelsluft empfunden wurde und der Hl. Geist göttlicher Liebe in ihm zu erkennen war.

Auch über uns muß einmal ein allgevaltiges, sturmgleiches Wirken des ewigen Geistes kommen, wenn unser Leben nicht immer von Wahn, Beschränkung, Täuschung und Veränderlichkeit befangen bleiben soll.

Jesus! Nach der hl. Kommunion, in der du meinen Leib und mein Blut mit deinem göttlich heiligen Fleisch und Blut vereinigt und vermählt hast, erwirke mir auch die Lebenskraft deines göttlichen Geistes. Erwirke sie mir einmal schöpferisch umgestaltend!

Und wenn deine leibliche Gegenwart des Sakramentes aufhört, gib mir umsomehr den allüberwindenden Geist deines Herzens, damit der „Fürst der Welt“ mit seinem Geiste nicht in meine Seele dringe. Die Seele, die du jetzt mit deinem Sakrament geweiht hast, muß geweiht bleiben und ewiglich ihren Dank, ihre Bewunderung und Anbeugung aussprechen. Sie muß voranschreiten „von Tugend zu Tugend“ . . . bis zu der Vollkommenheit eines gottgeeynten Lebens und Glückes.



Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

(Fortsetzung)

Der heiligmäßige Gründer der Kongregation der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria, Msgr. de Mazenod, wurde vom Hl. Stuhl beauftragt, seine Genossenschaft in den Dienst der Seelsorge der Katholiken Natal's zu stellen. Die Genossenschaft war erst 34 Jahre alt, die Leute und Mittel gering. Bereits hatte sie Missionen in Kanada und Seylon übernommen. Doch der Glaube und das Vertrauen auf die Vorsehung waren groß. Es galt, den Armsten der Armen — im geistigen Sinne — das Evangelium zu predigen. Der Papst rief und Gott würde sorgen. Der Heilige im Gründer nahm an, was menschliche Klugheit wohl zurückgewiesen hätte.

Am 4. Dezember 1850 schrieb Bischof de Mazenod an Father Allard, daß der Heilige Stuhl der Oblatenkongregation das Vikariat Natal übertragen und ihn zum ersten Apostolischen Vikar bestimmt habe. Father Allard wirkte damals in Kanada, wo er u. a. eine Genossenschaft von Nonnen ins Leben gerufen hatte. (Mitglieder derselben arbeiten gegenwärtig noch im Basutoland). Seine Bescheidenheit wollte sich zunächst der Würde entziehen, doch ein persönlicher Auftrag vom Heiligen Vater nötigte ihn zur Annahme. Er verließ Kanada und wurde am 13. Juli 1851 zu Marseille in Frankreich zum Bischof geweiht. Einer der Mitkonsekratoren war Msgr. Guibert, der nachmalige Kardinal-Erzbischof von Paris.

Bischof Allard segelte am 13. November 1851 von Marseille ab und erreichte Kapstadt am 19. Januar 1852. Bald folgten ihm die Patres Sabon und Logegarray und etwas später noch vier Priester der Oblatenkongregation, nämlich P. Gerard, P. Barret, P. Bompard und P. Le Bihan. Mitte März 1852 trafen sie in Port Natal ein, empfangen vom Apostolischen Missionar Father Bunne, damals in Durban weilend. Der erste Pfarrer daselbst wurde Father Sabon. Bischof Allard aber begab sich sogleich nach Maritzburg, dem Mittelpunkt der Kolonie. Schon am Weihnachtssfeite 1852 konnte er daselbst die erste katholische Kirche einweihen, damals als das „feinste kirchliche Gebäude“ betrachtet in der Stadt. Man baute auch eine erste katholische Schule. Einschließlich der Garnison betrug die Katholikenzahl von Pietermaritzburg anno 1852 rund 400 Seelen. Gesamteinwohner von Durban waren es 2000; darunter ungefähr 100 Katholiken. Ein bescheidenes strohgedecktes Kirchlein konnte daselbst am 24. Juli 1853 eröffnet werden.

Der erste offizielle Bericht Bischof Allard's an die Propaganda in Rom datiert vom Jahre 1859, soweit geschichtlich niedergelegt, enthält verschiedene Einzelheiten über Maritzburg; daß Father Barret daselbst als Pfarrer wirke und auch die dortige Schule leite. Eine solche sei auch in Durban errichtet worden und eine dritte Mission in einer von der Regierung bewilligten Reserve. Der Bischof selbst residierte mit P. Gerard und P. Bompard daselbst . . .

Diese „Mission“ war und ist St. Michael, 1856 von den Oblaten gegründet, 1890 den Mariannhiller Missionaren übergeben und heute eine der blühendsten Missionen in Natal, mit 10 Außenstellen.

Dr. Gormanly OMI. berichtet aus jenen Tagen:

„Father Gerard widmete sich mit aller Energie der Erlernung der Zulusprache und überwältigte nach dem Zeugnis des Bischofs die Schwierigkeiten dieser Aufgabe. Bei der Eröffnung der ersten Kapelle von St. Michael am 17. Juli 1858 konnten tatsächlich bereits Lieder in Zulu gesungen werden, die P. Gerard verfaßt und eingeübt hatte! Das historische Missionskirchlein war ein Notbau aus Wattlestangen und Lehm, 40×20 Fuß. Unter den 120 anwesenden Zulus befand sich noch kein einziger Katholik. Auch in den folgenden drei Jahren konnten nur sterbende Kinder getauft werden. Kein Erwachsener zeigte sich noch der Gnade bereit und fähig, trotz aller Bemühungen. Als der Bischof und Missionar nach fünf ermüdenden Reisetagen einen anderen Platz in Angriff nahmen, nannten sie bezeichnend die neue Mission „Unsere Liebe Frau von den Schmerzen.“ Aber auch von ihr lautet der Chronikbericht entmutigend: Ende 1861 mußte auch dieser Außenplatz geschlossen werden.

Was uns als traurige Begebenheit erscheint, lag indessen ohne Zweifel im Plane Gottes, um Besseres zu erzielen! Hätten die Missionare damals in St. Michael Erfolg gehabt, so wäre die wichtigere Mission in Basutoland wohl verzögert oder nicht gegründet worden. Wer weiß, ob dann die herrliche Ernte, welche gegenwärtig im dortigen Missionsfelde eingebracht wird, jemals ausgesät worden wäre . . .!

Die Berichte der katholischen Presse von Südafrika bringen auch die Bildnisse der meisten genannten Pioniere des Glaubens im Lande. Das Ganze bildet samt den Ansichten der ursprünglichen Kapellen und Kultstätten einen höchst wertvollen Beitrag zur Geschichte des Katholizismus in Afrika. Doppelt willkommen wohl auch den Lesern des „Vergißmeinnicht“ im Jahre der Gedenkfeier des vollendeten ersten Jahrhunderts.



„Ecce Panis angelorum,
Factus cibus viatorum!“
„Seht die Engelspeise,
Brot der Pilger auf der Reise!“

Mit dem ersten Oktobersonntag 1937 begannen die näheren Vorbereitungen auf die Jahrhundertfeier in Südafrika und den Eucharistischen Kongress in Kapstadt. Zwei hervorragende Prediger, die Jesuiten P. Mackey und P. Garahy waren eigens aus Irland gekommen, um die Volksmissionen und vorbereitenden Einfahrtage im West-Vikariate zu leiten. Auch die Redemptoristenpatres nahmen vollen Anteil an dieser vorausgehenden Glaubenserneuerung der katholischen Bevölkerung.

Am zweiten Oktobersonntage war in vielen Kirchen und Konventen das Allerheiligste ausgefetzt und es folgten bis zum Abend Bittandachten um



Fronleichnam in St. Joseph, Reimlingen

Photo: P. Schmitz, Reimlingen

besonderen Segen und nachhaltigen Erfolg des Centenariums. Das kath. Wochenblatt von Südafrika bringt fast in jeder Nummer anregende Einladungen zur Feier und interessante geschichtliche Einzelheiten: „How the Faith came to South Africa.“ Hier nur einiges von dem, was uns der Generalvikar des Hochw. S. Bischofs Delalle von Natal, Dr. Gormanly OMI. in Durban über die „reiche Ernte in Basutoland“ berichtet. Das an Natal grenzende Gebirgsland bildete ja lange Zeit einen Teil des Natalvikariates unter der Obforge der Oblatenkongregation.

Am 12. November 1861 statteten Bischof Allard OMI. und P. Gerard OMI. der damaligen Burenrepublik im Free-State ihren ersten Besuch ab. Die längst beabsichtigte Reise war bis dahin durch den Krieg zwischen der Republik und den Basutos verzögert worden. Die Missionare machten ihre lange Tour im Sattel und zwei weitere Pferde trugen außer dem Gepäck auch den ersten Tragaltar in diese entlegenen Gegenden. Sie besuchten die damals im Entstehen begriffenen Plätze Harrismith, Bloemfontein und Smithfield. Im westlichen Famosmith fanden sie 5 katholische Familien, die sich sogleich anboten, eine Kirche für 600 £ zu bauen. Die katholischen Farmer am Drangeriver empfingen ihren Bischof mit Salutschüssen. Im ganzen Free-State fanden sich gegen 200 Katholiken und ihr Oberhirte verweilte 3—8 Tage an den Hauptplätzen, erteilte ihnen Unterricht, spendete die hl. Sakramente und feierte die hl. Messe. Von der jüngeren Generation hatten viele überhaupt noch keiner Messfeier beigewohnt. Die Verlassenen hofften ihren Guten Hirten recht lange bei sich zu behalten, doch Bischof Allard wollte vor allem mit dem Basutovolke bekannt werden und seinen berühmten Oberhief Mosefsh, den „Löwen auf dem Berge“ aufsuchen.

Das Basutoland von Westen betretend, machte der Bischof zunächst mit Malapo, einem Sohne des Mosefsh, Bekanntschaft. Die beiden Missionare wurden feierlich empfangen und eine Versammlung einberufen. Während

Malapo mit 60 Ratsleuten im Halbkreis auf Matten saßen, erhielten die seltenen Gäste europäische Stühle angeboten. Der Chief erkundigte sich nach der Bedeutung des Kreuzes, welches die Ankömmlinge auf der Brust trugen und erbat sich Aufschlüsse über die Religion im allgemeinen. Er zeigte sich interessiert und frug um Erlaubnis, am folgenden Tage beim Gottesdienste zu erscheinen. Bereitwilligst gestattete es der Bischof und hielt am anderen Morgen nach der hl. Messe mit Mitra und Stab eine Ansprache. Der Chief durfte auch Fragen stellen und sagte nach der Feier:

„Ich möchte wissen, welche von den beiden Religionen die rechte ist. Die der Protestanten oder der Katholiken? Wir sind ein unwissendes Volk und vielleicht irreführt von einer falschen Religion und auf dem Wege zur Hölle . . .“ Es folgten noch manche Unterredungen und am Schlusse bewilligte er die Errichtung einer Missionsstation. „Aber“, fügte der Chief bei, „ich bin nur ein Kind des Moses und Du mußt zu ihm gehen und den endgültigen Bescheid von ihm erwarten.“ Malapos letzte Worte waren: „Bete zu Gott für mich, daß Er mir den rechten Weg zeigt, der zum Himmel führt!“

Der feierliche Erstlingsbesuch hatte größtes Erstaunen bei den Basutos hervorgerufen. Sie scharten sich in Menge um den Bischof; viele von ihnen hatten bereits protestantischen Schulunterricht erhalten und konnten lesen und schreiben. Sie kamen mit ihren Bibeln und baten, jene Stellen anzugeben, die vom katholischen Glauben handeln. Wie fast überall in Südafrika, waren protestantische Missionare verschiedenster Sekten den katholischen längst zuvorgekommen. Beim lernbegierigen und ausnehmend geweckten Völkchen der Basutos gefiel es ihnen ausgezeichnet. Jedenfalls standen diese gutgewillten Bergbewohner der Religion bereits weit näher als die übrigen, mehr kriegerischen und ins Sinnliche abgeirrten Bantustämme. So durften denn auch die Basutos die Ersten sein, bei denen die katholische Mission und die Gnade des wahren Glaubens einkehrte. Der Boden war hier besser vorbereitet als irgend sonstwo. (Fortf. folgt)

Ein eifriger Missionar und unermüdlicher Forscher geht heim zu Gott

Hochw. P. Albert Schweiger CMM. †

Von P. Otto Heberling CMM.

Ganz unerwartet traf von Südafrika die Nachricht ein, daß der Hochw. P. Albert Schweiger CMM. gestorben sei. Diese Trauerkunde ist um so schmerzlicher, weil sie so ganz plötzlich kam und keiner, der den P. Albert kannte, daran dachte. Mein erster Gedanke war: da muß ein Unglück geschehen sein; denn ich hatte nie etwas davon gehört, daß P. Albert krank wäre. — Vor einigen Tagen erhielt ich nun nähere Mitteilungen über den Tod des eifrigen Missionars, des vorbildlichen Priesters und Ordensmannes und des unermüdlichen Forschers. Was ich von seinem Sterben vernommen, und was ich von seinem Leben durch persönliche Bekanntschaft mit ihm oder durch den Mund lieber Mitbrüder erfahren habe, will ich den Lesern des „Vergißmeinnicht“ kurz mitteilen:

Der Hochw. P. Albert Schweiger war am 6. März 1879 zu Bollentried

in der Oberpfalz geboren. Am 17. September 1897 trat er in das vom hochseligen Abt Franz Pfanner gegründete Trappistenkloster Maria-Stern in Bosnien ein, wo er am 1. November 1897 eingekleidet wurde und zwei Jahre später die ersten Gelübde ablegte. Im Jahre 1904 siedelte er von Maria-Stern nach Mariannahill über und empfing am 4. Juli 1908 die hl. Priesterweihe. Mit großem Fleiß verlegte sich P. Schweiger auf das Studium der Eingeborenen-sprache und übernahm bald eine Missionsstelle auf der Zentrale Mariannahill. Später wirkte P. Schweiger im Mariannahiller Missionsgebiet im Keiland und Ost-Briqualand. Nebenamtlich war der eifrige Missionar als großer Naturfreund auch Botaniker und legte wertvolle Sammlungen an. Sein Lieblingsfach aber war die afrikanische Altertumskunde und Bantuforschung. Wo immer ihn seine Missionsreisen zu Pferd oder zu Fuß hinführten, überall hielt er scharfe Umschau nach archäologischen Beutestücken und Buschmannshöhlen und -Malereien. Und er hatte bei seinen Nachforschungen schon einen guten Erfolg. Seine zahlreichen Funde und seine Reproduktionen der interessanten Buschmannsmalereien fanden in Fachkreisen hohe Beachtung.

Was P. Albert Schweiger in 25-jähriger Missionstätigkeit auf genannten Gebieten erforscht und festgestellt hatte, das suchte er in den letzten Jahren seines Lebens in Schrift und Bild niederzulegen. Als Hausseelsorger der Farm St. Leonhard bei der Missionsstation Lourdes blieb ihm die nötige Zeit und Ruhe zu dieser Arbeit. P. Schweiger widmete sich ihr mit großem Fleiß und lieferte geschätzte Beiträge für mehrere Zeitschriften und Fachzeitschriften, besonders auch für die „Fides-Korrespondenz“ in Rom. Vom Oktober bis Dezember vorigen Jahres konnte der unermüdete Mann noch einmal seine früheren Wirkungsstätten besuchen und sogar ins eigentliche Basutoland reisen, wie er es schon viele Jahre gewünscht hatte. Die mehrere Wochen dauernde Forschungsreise und der Aufenthalt in der gesunden Luft der afrikanischen Bergwelt stärkte nicht wenig seinen etwas schwächer gewordenen Leib. So konnte er nach seiner Rückkehr nach St. Leonhard sagen: „Jetzt fühle ich mich wieder stark und kräftig!“ —

Sofort ging P. Schweiger eifrig ans Werk, um die Ausbeute der letzten Reise wissenschaftlich zu verwerthen. Lange Berichte wurden verfaßt und zahlreiche abgepauste Buschmannsmalereien mit Tusche auf gutes Papier übertragen. Unablässig arbeitete er auch an einer Landkarte von Südafrika.

Anfangs Januar 1938 erhielt P. Albert Schweiger von Sr. Erzelenz, dem Hochwürdigsten Herrn Bischof Abalbero Fleischer CMM, den ehrenvollen Auftrag, im Eingeborenen-Priesterseminar der Mariannahiller Missionare bei der Missionsstation Mariatal einige Lehrfächer zu übernehmen und dort auch seine langjährigen Erfahrungen in der Bantulogie zu verwerthen. Am 12. Februar war der gehorsame Ordensmann reisefertig und erwartete die Ankunft seines Nachfolgers und des Autos, das ihn nach dem ungefähr 60 Kilometer entfernt liegenden Seminar bringen sollte. Gegen Mittag traf sein Nachfolger wohlbehalten in St. Leonhard ein. P. Albert begrüßte seinen Mitbruder recht freudig und erzählte ihm schon bald von seinen Buschmannshöhlen und -Malereien. Dabei machte der Erzähler wie gewöhnlich seine kleinen Spässe und originellen Witze. Um 12 Uhr war ordnungsgemäß das Mittagessen. Dieses schmeckte ihm noch ausgezeichnet. Nach dem Mittagessen gings in die Kapelle zu einer kurzen Dankagung. Als Oberer des Hauses betete er dabei noch die üblichen Gebete vor. Die anschließende Rekreation verbrachten die Brüder auf der Veranda. P. Albert begab sich in sein Zimmer, um die letzten Reisevorbereitungen zu tref-



Das Abendmahl von Leonardo da Vinci

fen; denn das Auto konnte jeden Augenblick eintreffen. — Plötzlich stürzte er mit bleichem Gesicht aus seinem Zimmer heraus und mußte sich erbrechen. Darauf legte er sich, da er etwas unwohl und müde war, auf sein Bett und ließ sich von einem Bruder einen Magenbitter reichen. Der Bruder stellte das Gläschen auf den Nachttisch, wünschte dem Kranken gute Besserung und verließ das Zimmer wieder, um den Pater nicht zu stören. — Die anderen Brüder und der neue Pater schauten sich inzwischen auf der Missionsfarm etwas um. Als der Nachfolger des P. Schweiger alles in Augenschein genommen hatte, gingen die Brüder wieder ins Haus, um sich von ihrem bisherigen Obern zu verabschieden. Ein Bruder ging ins Zimmer, wo der Kranke auf dem Bette lag. Als er näher hinschaute, sah er, daß P. Albert tot war. Die Bestürzung der kleinen Familie war sehr groß. Der Tod mußte unmittelbar nach des Bruders Weggehen erfolgt sein; denn das Gläschen stand noch unberührt auf dem Nachttisch. — Gott, der Herr über Leben und Tod, hat seinen treuen Diener zwar plötzlich, aber sicher nicht unvorbereitet zu sich in die selige Ewigkeit abgerufen. Er hat ihm sogar seinen Wunsch, an einem Samstag zu sterben, gerne erfüllt und den großen Marienverehrer am Tage der Königin des Himmels heimgeholt.

Am Sonntag den 13. Februar fand auf der Missionsstation Lourdes die Beerdigung des guten P. Albert Schweiger statt. Der Hochwürdigste Herr Bischof von Mariannhill nahm diese selbst vor. Auch der S. S. P. Provinzial der Mariannhiller Missionare in Südafrika und der Superior vom Kloster Mariannhill, sowie der Regens vom Eingeborenen-Priesterseminar erwiesen dem teuren Toten die letzte Ehre. Außerdem nahm die ganze Lourder Christengemeinde, etwa 3000 Personen, an der Beerdigung teil. — Der göttliche Heiland hat dem guten Priester und vorbildlichen Ordensmann, dem eifrigen Missionar und unermüdblichen Forscher sicher schon die Krone des Lebens und die selige Ruhe im Reiche seiner Herrlichkeit geschenkt. — X

Wer am Missionswerke teilnimmt, wird Vater und Mutter unsterblicher Menschenseelen.

Sind die Schwarzen dumm?

Von P. Majara CMM.

(Schluß)

2. Der kluge Schwarze

Der liebe Gott hat nur ein Menschengeschlecht geschaffen. Darum ist auch die Menschenseele überall die gleiche: die Anlagen des Verstandes und die Triebkräfte des Willens sind überall dieselben, nur die Ausbildung ist verschieden, entsprechend den Lebensverhältnissen.

So ist es zu erklären, daß die „Wilden“ in Afrika zwar „wild“ sind in ihrer äußeren Erscheinung: sie stehen noch auf einer tiefen Lebensstufe, wohnen in Hütten aus Lehm und Stroh, kleiden sich in Tierfelle, haben keine Schulen, keine Industrie, keine Landwirtschaft in unserem Sinne, essen am Boden, schlafen am Boden, ihre Gebrauchsgegenstände, soweit sie nicht von Europäern stammen, sind äußerst primitiv, aus einfachstem Stoff, wie ihn die Natur eben bietet, wie Lehm oder Stroh, Holz oder Stein. Ein Gelehrter meinte: „Der Seifenverbrauch ist auch ein Gradmesser für die Kultur eines Volkes.“ Die Seife kannten die Schwarzen überhaupt nicht.

Aber schließlich ist die Kultur nicht etwas rein Außerliches, sondern mehr etwas Innerliches, nicht nur Verfeinerung des äußeren Menschen und seiner

Lebensverhältnisse, sondern Bildung seines Geistes, Entwicklung der Kräfte seines Verstandes und Willens. In diesem Sinne prägte Kardinal Faulhaber das berühmte Wort: „Die Seele der Kultur ist die Kultur der Seele.“

Dem Missionar und Forscher begegnen in Afrika viele Beweise für die Bildungsfähigkeit des Schwarzen.

Auffallend ist die musikalische Begabung des Schwarzen. Das Gehör ist ausgezeichnet. Ein Pater an unserem Eingeborenen-Seminar erlebte mit seinem schwarzen Männerchor Erfolge, die er in Europa bei seinen weißen Studenten nicht erzielen konnte. Weiße, die diesen Chor hörten, wollten es lange nicht glauben, daß es möglich sei, Schwarze soweit zu bilden.

Ein Europäer, der zum ersten Male am Sonntag den herrlichen Volksgesang beim



Fronleichnamsprozession im Park von St. Bonifatius
Vor dem ersten Altar

Photo: Lulkowski

Gottesdienst der Schwarzen in der Mariannahiller Kathedrale hört, ist überrascht, ja geradezu ergriffen von der Wucht und Klangfülle dieser Gesänge. So ist es mehr oder weniger auf allen unseren Missionsstationen.

Vor wenigen Jahren tauchte auch ein richtiges Malergenie auf unter unseren schwarzen Christen. Ohne besondere Vorbildung malte dieser junge Bursche z. B. ein geradezu grandioses Bild des Martyriums der katholischen Neger in Uganda, ein Bild von dramatischer Wucht und historischer Treue, ebenso Szenen aus der Geschichte Südafrikas, Charakterköpfe von Negern, Skizzen aus dem afrikanischen Volksleben. Er kopierte von einem Gebetbuchbildchen einen überlebensgroßen Kopf des sterbenden Heilandes, ein Bild, das jeden Beschauer tief ergreift und zum Nachdenken zwingt.

Am Eingeborenen-Seminar studiert heute noch ein Schüler, der nicht nur glänzende Fortschritte machte im Studium verschiedener Neger Sprachen und des Englischen, sondern auch in Latein, Griechisch, Hebräisch, Deutsch, Französisch und Italienisch. Dazu besitzt er nicht geringe poetische Fähigkeiten. Seine Gedichte in Zulu können freilich nur von seinen Volksgenossen selber richtig gewertet werden.

Ein anderer Schwarzer, ein Umsutu, schrieb einen Roman über Tschaka, den afrikanischen Tyrannen und Nationalhelden; dieses Buch wurde ins Englische übersetzt, in der Oxford University Press gedruckt und beurteilt als Meisterwerk nach Inhalt und Form.

Vor einigen Jahren hat ein Schwarzer unserer Mission, Mr. Bilakazi, als erster katholischer Laie den Doktorgrad erworben als Philologe der Eingeborenen Sprachen.

Von unseren ersten schwarzen Priestern haben mehrere den Doktorgrad der Philosophie oder Theologie gewonnen.

Aber nicht nur in Wissenschaft und Kunst zeigen einzelne Schwarze große Fähigkeiten, sondern auch in den gewöhnlichen Erfordernissen des täglichen Lebens.

Nach der großen Stadt Maritzburg führen jeden Morgen schwarze Kinder mit einem Omnibus in die Schule. Ein ganz geriebener Junge wußte sich immer den Platz neben dem Chauffeur zu sichern. Scharf beobachtete er die einzelnen Handgriffe des Wagenführers an den verschiedenen Hebeln des Motors. So lernte er langsam durch das bloße Zuschauen die Handhabung der Maschine.

Eines Nachts brach dieser Pfiffikus in die Autogarage eines Weißen ein. Ein Kleiner mußte oben durch eine schmale Durchsicht über der Türe hineinkriechen und von innen öffnen. Dann fuhr die kleine Gesellschaft auf der großen, schönen Autostraße von Maritzburg nach Durban, eine Strecke von etwa 80 Kilometer. Vor der großen Hafenstadt kehrten sie wieder um und fuhren auf dem Heimwege noch ein paar Hasen über den Haufen, die von den Scheinwerfern geblendet in die Fahrbahn des Autos gelaufen waren. Natürlich nahmen die kleinen Abenteuerer den Hasenbraten gleich mit. In Maritzburg stellten sie das Auto wieder richtig zurück und entwichen unbemerkt nach Hause.

Nur an der Beschaffenheit des Wagens merkte am nächsten Morgen der Eigentümer, daß das Auto nachts benützt worden sein mußte. Es war klar, daß das Schwarze verbrochen hatten; denn Weiße hätten den Wagen nicht mehr zurückgebracht. Die Polizei hatte die jungen Missetäter bald gefunden. Vor Gericht erklärte der Richter: „Wegen eurer Schlaueit und Geschicklichkeit verdient ihr Lob; aber weil man nicht stehlen darf, bekommt jeder Rutenstreiche.“ Aber die Rutenstreiche regte diese Jungen nicht auf;

die nächtliche Lustfahrt und der Hasenbraten daheim wogen die kurzen Schmerzen leicht auf.

Die Engländer nehmen gerne Neger als Köche ins Haus. Die Gentlemen vom Themsestrand lieben ausgesuchte Gerichte, nicht bloß hartgekochte Eier und weichgekochte Kartoffeln, sondern feinste Kuchen und Lunken und sonstige Gaumenkizler. Diese Jüngens lassen sich ausbilden zu fertigen Kochkünstlern.

Ein junger Schwarzer aus Mariannahill ist heute wohlbestellter Kaufmann in Durban. Er handelt mit Musikinstrumenten: Zithern, Gitarren, Grammophonen usw. Auf langen Wegen, geraden und krummen, kam er zu dieser Stellung.



Betende Missionsstudenten, St. Bonifatius, Schurgast
Photo: St. Bonifaz, Schurgast

Noch mehr hatte der Schreiber dieser Zeilen Gelegenheit, die Gevandtheit der Schwarzen zu bewundern auf kurzen Besuchen in Kamerun, Liberia, Nigeria, Sierra Leone, wo auch z. B. der Betrieb der Eisenbahnen in den Händen der Schwarzen liegt und auch in Schulen Erstaunliches geleistet wird, wie an der Negeruniversität Achimota.

Auf alle Fälle beweisen diese Beispiele die Bildungsfähigkeit des Negers, die jedenfalls noch mehr auffallen würde, wenn dem Schwarzen die Bildungsmöglichkeiten geboten würden, wie sie dem Weißen offen stehen und täglich sich anbieten. Auch in dieser Beziehung gilt das Wort des Dichters Seume, das er in seinem Gedicht „Der Wilde“ einem Indianer in den Mund legt: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen“, nämlich unser Wesen ist besser als unser Ruf.

Kirchenuhren in der Mission

Von P. Joseph Kammerlechner C.M.M.

Wenn wir in Europa von Kirchenuhren sprechen, so denkt man sich eben die Uhr auf dem Kirchturm mit den vier Zifferblättern, deren Werk schon so groß ist, daß es einen Raum wie ein kleines Zimmer braucht. Solche wirkliche Kirchenuhren habe ich in der Mission nur auf einigen ganz alten Stationen gesehen, deren Geschichte noch zurückreicht in die gute alte Zeit vor dem furchtbaren Weltkrieg, in eine Zeit, die noch nichts kannte von der geradezu verhängnisvollen Geldnot der Missionen. Heute hat kein Missionar noch das Geld, sich eine richtige Kirchenuhr anzuschaffen, und so handelt meine Geschichte auch nicht von solchen Kirchenuhren, sondern . . . nun, sie werden gleich sehen.

Da war einmal ein Primiziant irgendwo in Oberbayern, der bei seiner Primiz noch nicht daran dachte, daß er einmal statt in der schönen deutschen Heimat im fernen Afrika als Priester wirken würde. Unter seinen Geschenken, die er anlässlich dieses feines Ehrentages erhalten hatte, war auch ein Regulator und eine Weckeruhr. Der Vettermann, der ihm diese beiden Uhren geschenkt hatte, hat wohl auch nicht im Traume darangedacht, daß diese seine beiden Uhren einmal im dunklen Erdteil Afrika den Missionaren die Zeit zu ihren Gebeten, ihrer Arbeit und Ruhe anzeigen würden. Da, der Regulator ist sogar zur Kirchenguhr befördert worden und hängt nun in einer schönen großen Missionskirche, und die ganze Station mit ihrem großen Betrieb richtet sich jetzt nach ihm, nach seinem Zifferblatt.

Aber ich will noch von einer anderen Kirchenguhr erzählen, die eine viel längere Geschichte hat. Irgendwo in Oberbayern steht ein Benefiziatshäuschen. In diesem Benefiziatshäuschen hauste natürlich der geistliche Herr und mit ihm seine Haushälterin u. sein altes Mütterchen. Nun hatte der Hochw.



Singende Missionsstudenten, St. Bonifatius, Schurgast
Photo: St. Bonifaz, Schurgast

Herr Benefiziat auch einen Neffen, der auch Priester werden wollte und so während seiner Studienjahre regelmäßig zur Ferienzeit ins Benefiziatenhäuschen kam, um auch hier für einige Tage sein Studentenunwesen zu treiben. Besonders hoch stand das Studentlein bei der Großmutter, er war eben der Jüngste ihrer Enkelkinder, und so war er ihr besonders ans Herz gewachsen. Im Zimmer seiner Großmutter nun hing auch ein kleiner netter Regulator, damit auch die alte Frau immer wisse wie es mit der Zeit wäre. So kamen einmal wieder Osterferien und die Großmutter lag auf dem Sterbebett, da hat die Uhr ihr die letzte Stunde geschlagen. Noch während der Osterferien machte sie ihre letzte Fahrt in die Heimat, um dort an der Seite ihres schon lange verstorbenen Mannes zur letzten Ruhe bestattet zu werden. Die Uhr aber blieb hängen im Zimmer der Großmutter und nur ab und zu, wenn mehr Gäste ins Benefiziatenhäuschen kamen, wurde das Großmutterzimmer wieder bewohnt. So hat die Uhr wohl viele Jahre nicht mehr regelmäßig die Stunden geschlagen, da niemand mehr Interesse hatte, ihren regelmäßigen Stundenschlag zu hören. So kam der Weltkrieg und auch der Neffe des Hochwürdigen Herrn Benefiziaten mußte ins Feld. Nach vielen sorgenvollen Jahren kam dann einmal der Tag, der lang-ersehnte, der Tag der Feier der Primiz, des Erstlingsopfers des Neuge-weihten. Die Uhr aber hing immer noch so ziemlich untätig im Großmutterzimmer. Mittlerweile ist aus dem damaligen Primizianten ein Afrikamissionar geworden, und als dieser nach zehnjähriger Missionstätigkeit auf einige Monate nach Europa zurückkam, hat ihm sein Hochw. Herr Onkel die Uhr aus dem Großmutterzimmer mit in die Mission gegeben. So kam der

kleine Regulator wieder zu neuen Ehren, ja er ist sogar befördert worden zur Kirchenguhr. Hinter einer Säule hängt er jetzt und zeigt den Missionaren unermüdlich den schnellen Gang der Zeit an. Er erinnert sie auch, daß sie die Predigt nicht zu lange ausdehnen sollen, um die Aufmerksamkeit der schwarzen Christen nicht auf eine zu harte Probe zu stellen. Ja, er tadelt sie auch, wenn sie nach einem sehr arbeitsreichen Sonntag am Montag sich schließlich einmal verschlafen.

So ist die Uhr aus dem Großmutterzimmer jetzt ein wichtiger Faktor der kleinen Missionsstation geworden, die den Missionaren die Tagesordnung angibt und sie anhält, gute Ordensleute zu sein, die auch ihre Tagesordnung genau nach dem Schlag der Uhr einhalten. Die Großmutter wird sich sicher noch in der Ewigkeit darüber freuen, daß ihre Uhr als Missionsalmosen nach Afrika wandern durfte. Wird nicht jeder Stundenschlag dieser Uhr wie ein Dankgebet der alten Großmutter zum Himmel steigen: Daß der Herr der Ernte viele Arbeiter in seine Ernte sende. Ja, Arbeiter und materielle Hilfe, damit das Werk der Mission immer weiter vorangetragen werden kann.

„Er sprach und es kamen Heuschrecken, hüpfende ohne Zahl“ (Ps. 104, 34)

Von P. Odo Ripp CMM.

Ist das ein Schauspiel, ein Heuschreckenschwarm! Ja, Heuschrecken sind in aller Munde, nicht um sie zu verzehren, sondern um über deren Plage zu reden, die sie über Menschen und Vieh, über Fluren und Felder bringen. Sie machen ihrem Namen alle Ehre, denn die ganze Natur erschrickt beim Herannahen dieser gefräßigen Flieger in unzählbarer Schar. Es beugen und ducken sich alle Blätter und Gräser und flüstern einander ängstlich zu: „O weh, heute ist es um uns geschehen. Man entkleidet uns all der Pracht, mit der Gottes Weisheit und Macht uns so schön ausgestattet hat.“ In diese Klage stimmen Menschen und Tiere ein. Die Ersteren sagen: „Umsonst war alle unsere Mühe und Arbeit und Schweiß, mit denen wir die Felder bestellt und angesät hatten. Dahin ist unsere Hoffnung auf eine schöne, ergiebige Ernte. Was werden wir nun essen, womit unser Dasein fristen? Auch das liebe Vieh trauert über die nackten Stengel und Stoppeln, die ihm diese gefräßige Pest auf den Feldern und Wiesen zurückläßt. Aus ist es mit den possierlichen Spielen, die gutgenährte, sattgefressene Rinder und Pferde sonst auf saftiger Weide zum Zeitvertreib aufgeführt haben. Jetzt, da sie am Hungertuch nagen, schauen sie melancholisch in die Luft, und jede heitere Laune ist aus Augen und Gebärden verschwunden. Schuld an all dem Elende sind diese schreckenerregenden Heuschrecken. Diese Viecher haben ein altes Schuldkonto auf ihrem Kerbholz. Seit Menschen die Erde bewohnen, besonders in heißen Zonen, haben sie ihnen oft recht hart mitgespielt und viele ihrer stolzen Hoffnungen vereitelt. Sie sind nämlich auch Boten Gottes, die er bewaffnet hat, um sich an seinen Feinden zu rächen (Sap. 5,18). Das hat einmal der verstockte, gegen Gottes Befehl aufmuckende Pharao aus Ägypten erfahren. Diese kleinen Tierchen, die in großen Massen über sein Land, seine Äcker und seine Residenz niederschwärmten, machten sein von Stolz und Dünkel verblendetes Herz



Jugend bei der Fronleichnamsprozession Reimlingen (Schwaben)

Photo: Seminar St. Joseph, Reimlingen

mürbe und ließen ihn seine Ohnmacht erkennen im Kampfe gegen den Allmächtigen und dessen Sendlinge. Auch heute noch verbreiten sie Schrecken, wecken wohl auch Bußgeist und Gebetsseifer bei den zu irdisch gesinnten Menschen, die den Geber alles Guten vergessen und glauben, es müsse mal so sein, daß man jedes Jahr volle Ernte habe ohne auch nur den Segen von Oben zu erbeten und irgendeine Dankeschuld dem Schöpfer der Natur abzutragen, der doch zu Allem das Gedeihen gibt. Hierzulande, wenn diese Armee Gottes auf dem Marsche ist und die Lüfte durchzieht wie schwarze Wolken, welche die Sonne verdecken, so fällt wohl die Regierung in Demut auf die Knie, verordnet einen Buß- und Betttag, damit der Herr der Elemente in Gnaden der Pest Einhalt gebieten möge. Denn alle menschlichen Anstrengungen, mit Luftschiffen und giftigen Gasen den Heuschrecken den Sarau zu machen, erwiesen sich bis jetzt erfolglos. Nur wenn es den Menschen gelingt, die Brutstätten der Heuschrecken zu vertilgen, mag in Zukunft der Schreck dieser Plage weniger zu befürchten sein. Doch wie die Erfahrung lehrt, tritt nach Ausscheiden der einen Seuche oder Krankheit wieder eine andere auf. „Es gibt eben keine Weisheit, es gibt keine Klugheit, es gibt keinen Rat wider den Herrn.“ (Prov. 21, 30). In irgendeiner Form muß der Allmächtige, der im Himmel wohnt, den allzu irdischen Bestrebungen der Menschenkinder einen Dämpfer aufsetzen, sollen sie seiner nicht ganz vergessen. Was die Menschen auch tun und erfinden zu ihrem diesseitlichen Wohlbehagen, Gott ändert seinen Urteilspruch nicht, den er dem sündigen Stammvater diktiert hatte: „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen.“ Nur im steten Kampf mit allen feindlichen Elementen kann er sich mühsam als Sieger behaupten, wenn er gläubig aufschaut zu seinem Schöpfer, der ihm Hilfe und Heil versprochen in jeder Notlage. Vergäße der Mensch auch da noch zu beten, wäre sein Los zum Verzweifeln elend. Doch gewöhnlich ist die Zuchttrute Gottes nicht so lange, daß deren Schläge ein ganzes Land trifft. Richten die Heuschrecken auch



Unsere Priesteralumni des Würzburger Seminars bei der Fronleichnamsprozession
 Photo: Pius-Seminar, Würzburg

da und dort verheerenden Schaden an, der für viele Eingeborene Hungersnot im Gefolge hat, so ist das Uebel gegen frühere Zeiten nicht so schlimm.

Seit die Weizen im Lande sind, deren Kornspeicher gefüllt sind, kann man sich für Arbeit und Geld das Nötige verschaffen. In früheren Zeiten bestand diese Aussicht nicht. Mißwachs und Heuschreckenplage bedeuteten für viele den Hungertod. Aus dieser Not entstand ein anderes häßliches Uebel, die Menschenfresserei. Ehe man verhungerte, vergriff man sich an Menschenfleisch. Die Amazimu tauchten auf. Daß es auch in hiesigen Gegenden Menschenfresser gab, liest man in der Geschichte. Wenn nun ein Heuschreckenschwarm auftaucht, sieht man zuweilen ganze Scharen großer Vögel, die auf sie Jagd machen. Auch die Störche finden da reichliche Nahrung. Letzten Dezember sah man hier einen ganzen Hügel mit hunderten von Störchen bedeckt, die mit den dort lagernden Heuschrecken tabula rasa machten. Vielleicht fanden sich darunter einige, die unlängst aus der Heimat kamen, die zwischen den Vogesen und dem Rhein liegt. Dort nisten sie in jedem Dorf gewöhnlich auf dem Schornstein des Pfarrhauses. Umso willkommener waren sie und neidlos beglückte ich sie zu ihrem leckeren Schmause. Der Storch hat hier einen bezeichnenden Namen, der seine Vorliebe für Heuschrecken anzeigt. Unogolantete, d. h. Heuschreckenschnapper. Auch die Bantukinder verschmähen diese geflügelten Insekten nicht. Dieselben werden gebraten und liefern einen guten Imbiß. Der gute Ton und Anstand der hiesigen Leute verlangt nun, daß die von mehreren gefangenen und gebratenen Heuschrecken auch zusammen verspeißt werden. Sollte da ein selbstüchtiges Kind sich finden, das seine Portion sich zurücklegt, so wird es als „ein Schlaumeier, der seine Heuschrecken nachher bratet“, gebrandmarkt.

Es gehört zu den Gepflogenheiten der Heuschrecken, daß sie nur bei hellem Sonnenschein fliegen. Nachtsüber und bei Regenwetter rasten sie auf Bäumen oder auf dem Wiesengrunde. Wo sie sich auch niederlassen,

Fronleichnam

Singend ziehen die frommen Massen
Durch der Städte alltägliche Gassen.
Schön sind diese ausgeschmückt,
Lichter und Sträuß an Fenster gerückt.

Aus den Lüften grüßen die Fahnen,
Und ganz feine Glöckchen mahnen
„Auf dem Weg ist Jesus Christ,
Der einst Mensch geworden ist.“

Margaret Hohmann

sind sie bemerkbar wegen ihrer rötlich-grauen Farbe, die sie dem ganzen Gelände geben. Ein einzig schönes Naturschauspiel kann man sehen, wenn sie im Laufe des Vormittags auffliegen, sich in den Lüften wiegen und, wie es scheint, ein Sonnenbad nehmen. Die im Sonnenschein durcheinanderwogenden Insekten mit ihren silberhellen Flügeln bieten das Bild eines prächtigen Schneeflockentanzes in der Luft. Doch auf diese einzigartige Vorstellung verzichtet gern jedermann und alles atmet erleichtert auf, wenn sie, ohne Schaden zu machen, das Feld räumen und davonziehen. Denn sie gehören mal zu jenen Ubeln, deren Abwendung die Kirche erfleht mit der Bitte: „Von Pest, Hunger und Krieg erlöse uns, o Herr!“

Mission zwischen drei Bergen

(Schluß)

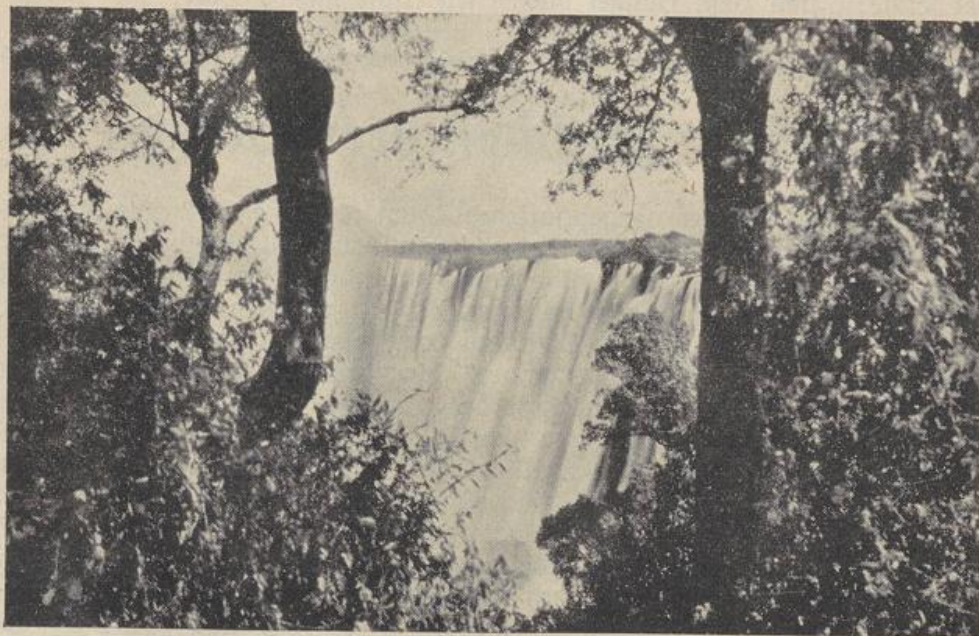
Bald erwies sich der neugeschaffene Raum als zu eng für die Kirchenbesucher und Schulkinder. Ein kleines Schulhaus mit Wohnung für den Lehrer und eine Katechetenfamilie war notwendig geworden. So ging es denn nach zwei Jahren wieder nach der Mission zwischen den drei Bergen.

Die Schule kam in gleicher Linie mit der Kapelle zu stehen. Später gesellte sich noch eine „Räucherfammer“ hinzu und so entstand eine nette „Front“ von drei Häusern am Fuße der 'Zintaba 'zintatu. Kirche, Schule, Lehrer, Katechet und Feuer hatten nun ihr Obdach. Wo Menschen wohnen, können sie auf die Dauer das Umlilo nicht entbehren. Wo aber Umlilo ist, da ist auch Amtutu: Rauch. Die Eingeborenen haben keinen Extraraum als Küche. Feuer und Feuerherd sind der Hauptmittelpunkt ihrer Wohnungen. Darum gleichen diese Häuser aber auch alle Räucherfammern und die Schwarzen mit all' ihren Kleidern und Sachen duften auf zwei Minuten in der Runde wie Räucherfinken. Solches Parfüm mag der Europäer nicht haben und darum müssen Feuer und Rauch hinaus aus Kapelle, Schule und Menschenwohnung. Diese Notwendigkeit leuchtet den Afrika-

nern schwer ein und es kostet ihnen auf der Mission nicht geringe Opfer, sich vom Umlilo trennen zu müssen. Denn nach Nlanga ne'nfomo (nach der lieben Sonne und dem Kind) ist es ihr liebster Freund.

An der „Häuserfront“ entlang wurde eine immergrüne Hecke angelegt. Ein kleiner Garten kam hinzu, ein Spielplatz für die Schuljugend, Orangenbäumchen und manches andere. Nun konnte die Kamera ein feines Bild vom St. Thomas-Idyll zwischen den Bergriesen auf der Platte vereiwigen. Das Schönste davon ist natürlich der großartige Hintergrund, die himmelhohen Felsenmauern und die ganze afrikanische Landschaft. Hält sie auch mit den Prachtsgenerien Amerikas und der Schweizerberge keinen Vergleich aus, so hat sie doch ihren ganz eigentümlichen Reiz, der sich mit Worten nicht schildern, sondern nur an Ort und Stelle begreifen läßt. Feinfühligler Natursinn sehnt sich darum Jahre hindurch nach solchen Gegenden zurück, wenn er sie einmal verkostet hat. Eine derartige Landschaft bietet z. B. die Mission von Siteaur, deren gelungene Schilderung wir voriges Jahr im „Bergisweinnicht“ P. Majara verdankten. Rhodesien und Ostafrika überbieten in dieser Hinsicht allerdings unser Südafrika; besonders an gigantischen Felspartien und an Großzügigkeit der Landschaft. Aber jedes Fleckchen der Gotteschöpfung hat seine eigenartige Gesichtsform und zweckvolle Bestimmung.

Die verschiedenen Arbeitsstätten im Missionslande prägen manches in die Erinnerung, dessen Eindrücke lebenslänglich anhalten. St. Thomas im unzugänglichsten Natalwinkel macht keine Ausnahme hiervon. So kam im Juli ein Ruf nach der größeren Missionsstation der Mutter vom Guten Rat, weit jenseits vom Umkomazi und in der Nähe des Umsingafusses. Der Reitweg dahin führt an St. Thomas vorbei. So benützte ich die gute Gelegenheit und stellte in der letzten Juliwoche dort wartende Bauarbeiten fertig. Also abgeschlossen von aller Welt und den damaligen spannenden Vorgängen jenseits des Meeres. Der 25. Eucharistische Weltkongreß zu Lourdes



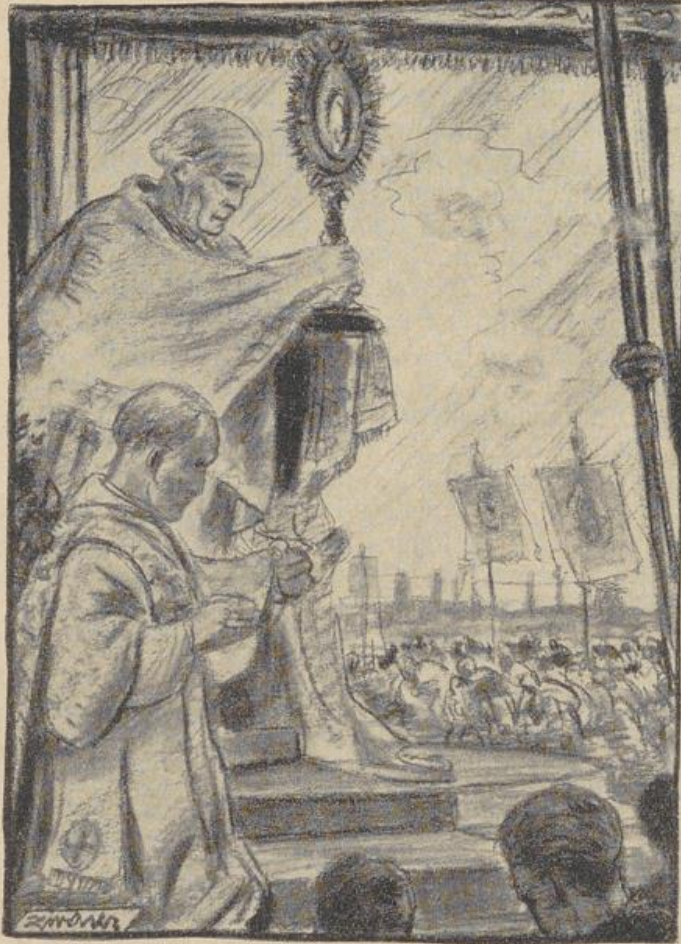
Die Sambesi-Victoriafälle in Rhodesia
Photo: Marianhiller Mission

war eben zu Ende und die Folgen des traurigen Ereignisses von Serajevo schwebten unheildrohend über Europa . . .

Am 31. Juli wußte es schon viel mehr als die Landsleute im fernsten Afrika. Anfangs August verließ ich meine weltentlegene Arbeitsstätte und kam nach der obigen Hauptmission. Der Pater Missionar war nicht in gewohnter ruhiger Stimmung, sondern schwenkte eine riesige Zeitung in der Hand! Sein erstes Wort war: Der Krieg ist schon ausgebrochen!! Und nun las ich mit eigenen Augen die schlimmen Nachrichten aus den ersten Augusttagen 1914. Sie alarmierten drei Viertel der Menschheit. Wahrlich, man konnte die einsame Mission zwischen den drei Bergen beneiden, weil sie von all' dem nichts zu hören und zu spüren bekam. Eine glückliche Insel inmitten des brandenden Weltmeeres!

Freilich uns wandernden Missionsarbeitern blieb dieses Glück nicht lange beschieden. Nach einigen Wochen bei der „Mutter vom Guten Rat“ und drei Monaten auf dem anderen Ausgangsposten traf auch mich das Schicksal so vieler Missionare: Fort, in die Kriegsgefangenschaft! Sie dauerte beträchtlich lange, obgleich nicht die geringste persönliche Schuld vorlag. Das Missionsort St. Thomas bekam ich jahrelang nicht mehr zu sehen, aber umso öfter führte mich die Erinnerung dahin zurück, als ich in einem Militärort berühmten Namens in Südafrika den ewigen Unfrieden der Welt zu kosten bekam.

Wieder einmal lag eine Bauwoche hinter mir. Am Sonntag wenigstens wollte ich wieder Kirche und Priester sehen; auch waren verschiedene Dinge zur Fortsetzung der Arbeit notwendig. So schnürte ich mein Bündel und machte mich mit meinem Zulugesellen auf den vierstündigen Heimweg. Es war Sommer und Gewitterzeit — aber doch ein prachtvoller Wandertag. Die afrikanische Flur im schönsten Grün und die hochstehende Sonne in ihrer Freigebigkeit von angenehmer Brise gemildert. Eine wahre Lust, aus der Fremde nach Hause zu marschieren, trotz ziemlichem Gepäck! Mit einiger Sorge dachte ich freilich an den seit gestern hochgeschwollenen Fluß, der den einzigen Weg zwischen St. Thomas und der fernen Heimat kreuzt. Nach eineinhalbstündiger Wanderung standen wir an seinem Ufer. Das „Kälbchen“ (so heißen die Schwarzen den großen Bach) ist an dieser Furt nicht breit, aber reißend und heute von bedenklicher Tiefe. Zu Pferd wäre es gar leicht, hindurchzukommen; für Fußgänger mit Gepäck jedoch eine gewagte Leistung, zumal wenn einer nicht schwimmen kann. In die jetzt proviantlosen Berge wollte ich nicht zurück, sondern um jeden Preis zur Sonntagsfeier ins Missionsheim. Nach einiger Überlegung wurde folgender Plan ausgeführt: Oberkleider und sonstige Sachen lud ich meinem schwarzen Gesellen auf den Rücken, band ihn an eine glücklicherweise vorhandene, ziemlich feste Leine und schickte ihn voraus ins reißende Element. Sollte es ihn fortzuschwimmen versuchen, so hielt ich ihn ja sicher am Strick, bis er das andere Ufer erreichte. Dort sollte er auch mich an der Leine aus den Wassern ziehen! Der Plan war ja gut — aber der Strick leider zu kurz! Mein Gepäckträger hatte eben zwei Drittel vom „Kälbchen“ mit aller Kraftanstrengung durchquert und befand sich in der ärgsten Strömung, so daß er auch nicht mehr umkehren konnte. So mußte ich die Leine und ihn preisgeben und beide ihrem Schicksal überlassen, samt allen Habseligkeiten und meiner — Bedeckung! Zum Glück gelang dem Zulu etwas weiter unten die jenseitige Landung — aber der kleiderlose Europäer stand ohne Leine und Hilfe am trennenden Ufer. Auf weite Strecke kein Mensch, der Rat wußte oder eine längere Leine zur Hand brächte. Was tun in solcher Lage?



„Laßt uns tiefgebeugt verehren
ein so großes Sakrament!“

ges hinter den Hügeln. Ich aber war ebenso froh und um zwei Erfahrungen reicher geworden: Schicke niemanden an einer Leine über den Fluß, bevor beide gemessen sind! Und: „Nichts kommt von ungefähr“ — auch der schwarze Christoph nicht gerade des Weges daher, wenn man ihn am notwendigsten braucht! Wie ein afrikanischer Raphael kam er mir vor — und dieses kleine Erlebnis machte so großen Eindruck, daß man es nicht mehr vergessen kann.

Geister

Von P. Fridolin Sudy C.M.M.

Die Zulus glauben wie die meisten Negerstämme an Geister. Auch die neubefehrten Christen sind schwer von diesem Aberglauben abzubringen und selbst alte Missionsbrüder sind davon angesteckt. In unserem Fremdenhaus geisterts, das war die allgemeine Überzeugung bei Schwarz und Weiß. Ja, der Bruder Schmied, ein Riese von Gestalt, der nicht daran glauben wollte, war mit dem Geiste zusammengekommen und von demselben jämmerlich im Gesichte zertrakt worden, als er einmal in der Nacht am Fremdenhaus vorüber kam. Boshafte Zungen behaupten zwar, der gute Schmied habe

wahrscheinlich einen Geist zu sich genommen und sei dann in den Dornstrauch vor dem Geisterhaus gefallen; er selbst aber glaubt seither fest an Geister.

Vor einiger Zeit wurden bei uns Exorzizien abgehalten und das Fremdenhaus, das sonst gewöhnlich leer steht, war voll besetzt. Am ersten Morgen kamen nun mehrere Herren mit bleichen Gesichtern zum Frühstück und behaupteten fest, im Fremdenhaus sei es nicht geheuer. Die ganze Nacht pfauche und rumore es, als ob 100 Teufel ein Stelldichein hätten und die ganze Nacht hätten sie kein Auge zugemacht. Wir lachten und quartierten die aufgeregten Herren in das Bibliothekzimmer ein, der Schmied aber freute sich. Ein paar Tage nachher kamen einige junge Herren aus Europa und wurden im Geisterhaus einquartiert. Auch die machten kein Auge zu. Wir sahen uns fragend an, der Schmied wurde ganz groß. „Hab' ich's nicht immer gesagt? Im oberen Zimmer ist einmal einer gestorben und der kommt immer zurück!“ Einer machte den Vorschlag, den Exorzismus, die von der Kirche vorgeschriebene Geisterbeschwörung vorzunehmen, um die Geister zu bannen. Ich meinte nur so nebenbei, vielleicht könnten wir die Geister auch ohne Exorzismus austreiben, was der Schmied nur mit einem mitleidigen Lächeln quittierte. Wir untersuchten das ganze Haus, fanden aber nichts. Auf den Dachboden kamen wir nicht, weil keine Stiege hinaufführt, sondern nur in der Decke eine Falltüre angebracht ist, durch die man nur mittels einer Leiter kommen kann.

Die folgende Nacht wollten wir die Geisterstunde abwarten, um das allmählich unangenehm werdende Rätsel zu lösen. Wir brauchten gar nicht so lange zu warten, denn als es finster wurde, begann es schon zu geistern. Wir hörten ganz deutlich ein vielstimmiges Schnarchen und zwischenhinein poltern und rumoren. Uns wurde es ein wenig heiß, obwohl die Nacht sehr kühl war. Der Schmied hat also doch recht, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Das war sicher, daß auf dem Dachboden Lebewesen sein müssen; es



Brüderzöglinge und Studenten bei der Fronleichnamsprozession
Photo: Missionsseminar St. Joseph, Reimslingen

müssen ja nicht gerade Geister sein! Trotzdem verschoben wir unsere weiteren Nachforschungen auf den nächsten Morgen.

Und richtig! Als wir die Falltüre vorsichtig geöffnet hatten und unsere Taschenlampen aufblitzten, wären wir vor Schreck beinahe über die Leiter gestürzt. Sieben Geister auf einmal; ausgesprochene Totenköpfe mit spizen Nasen, tiefliegenden Augen und eisgrauen Bärten, die reinsten Totenvögel! Ein Glück, daß sie augenblicklich gerade schliefen. Schön sachte holten wir einen Käfig und da hinein schoben wir nun die Geister, sieben — prächtige junge Eulen. Seither hat es bei uns nie mehr gegeistert!

Dom Ursprung der Zuludynastie

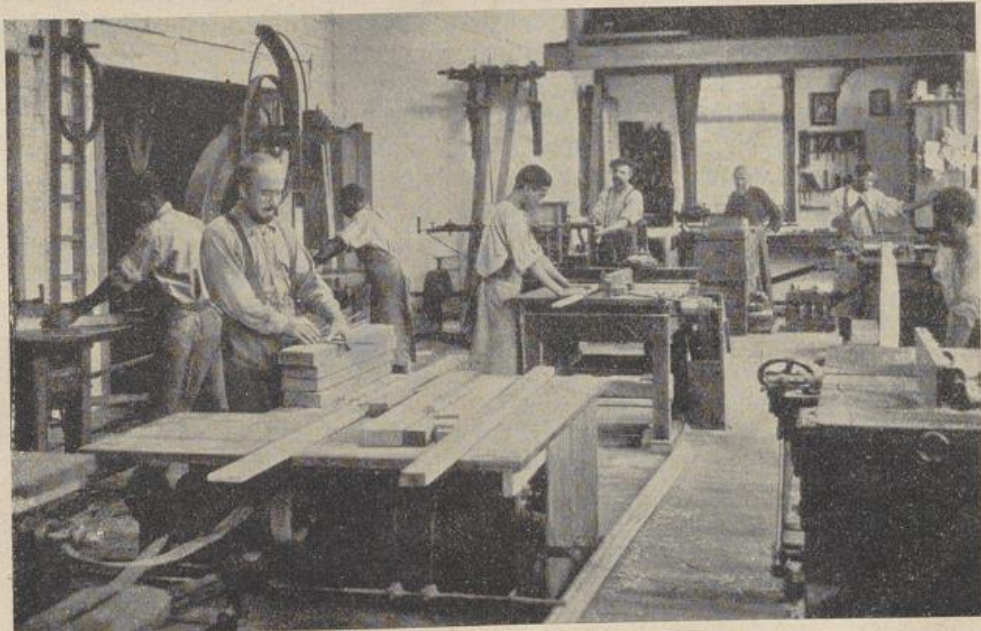
Von P. Odo Ripp CMM.

Die Natur hat alle Menschen gleich geschaffen. Der König auf dem Thron und sonst alle hohen Herrschaften jeder Lebenssphäre haben mit dem gemeinen Manne in seiner Strohütte denselben Ursprung. Doch persönliche Anlagen, Volksgunst sowie göttliche Gnadenwahl verhelfen den Menschen zu den verschiedenen Rangstufen, die sie in der menschlichen Gesellschaft einnehmen. An diese Wahrheit erinnern des öfteren die hl. Bücher, um die Staubgeborenen in heilsamer Demut zu erhalten, sie vor maßloser Überhebung zu bewahren. Der große und weise König Salomon, als er sich noch von der göttlichen Weisheit führen ließ, schrieb das Wort: „Auch ich bin ein sterblicher Mensch, gleich allen andern, von derselben Art wie der Erste, der von der Erde gebildet wurde; mein Leib hat seine Form im Schoße meiner Mutter genommen.“ (Cap. 7, 1). Dazu bemerkt der große Kanzelredner Bossuet: „Solcher Art ist die Abkunft der größten Herrscher. Mögen ihre Höflinge ihrer Größe noch so sehr schmeicheln, die Natur, die nicht schmeichelt, behandelt sie nicht anders als ihre geringsten Untertanen.“

Von dieser Regel gibt es keine Ausnahme. Alle Adels- und Fürstengeschlechter kamen von Unten her aus dem Volke, für dessen Wohl sie zu dienen haben. Vergessen sie dieser ihrer gottgewollten Aufgabe, so wird früher oder später das Szepter ihrer Hand entfallen. — So waren auch der Anfang und das Ende der Zulu-Dynastie, deren Ahnherr Malandela war, der im 16. Jahrhundert gelebt hatte. Er war ein kleiner Häuptling, der friedlich über seine Namensgenossen herrschte. Sein Großweib war Nozidiya. Von dieser hatte er zwei Söhne, der Ältere hieß Divabe, der Jüngere Zulu. Die Mutter schien für Zulu eine Vorliebe gehabt zu haben, wie es aus folgendem Berichte ersichtlich ist. Nozidiya erhandelte eine Ziege, brachte sie bei Mpungose, dem ersten Minister Malandela's, unter. Als diese sich vermehrt hatte, tauschte sie eine weiße Kuh dafür ein, welche sie dem Zulu schenkte. Im Laufe der Jahre wuchs auch diese zu einer kleinen Herde heran. Unterdessen starb Malandela, und sein älterer Sohn Divabe trat die Herrschaft des Vaters an. Als er nun eines Tages mit seinen Leuten eine Ratssitzung abhielt, gewahrte er auf dem gegenüberliegenden Hügel im Gehöfte des Mpungose die weißen Rinder. Auf die Frage, wem dieses Vieh gehöre, erhielt er den Bescheid, daß sie Eigentum seines Hofmeisters seien. Dieser wurde zur Stelle gerufen, und Divabe fragte ihn: „Wem gehören jene weißen Rinder an?“ Mpungose erwiderte: „Sie sind Eigentum deines Bruders Zulu. Deine Mutter Nozidiya erwarb sich

eine Ziege, stellte sie unter meine Aufsicht. Als dieselbe sich vermehrt hatte, tauschte sie dafür ein Rind ein mit dem Bemerkten, das sind die Ochsen meines jüngeren Sohnes Zulu.“ Divabe, der ältere Bruder und Stammhalter, sagte nun: „Wie, ihr verbergt mir so was, und zu meinen Lebzeiten stellt ihr den Zulu als König auf. Wenn dem so ist, trenne ich mich von euch.“ Friedlich zog er von dannen, errichtete seine neue Residenz bei den Dngoye-Bergen am Mhlatuszfluß. Nozidiya sagte dann zum Mpungose: „Gehe du mit dem Divabe, ich werde im Elend sterben.“ „Wie soll ich ihm folgen“, meinte der Minister, „da er doch sagte, ich solle weggehen; folge ich ihm, so möchte er mich wohl töten. Ich will mit dir und dem Zulu in die Verbannung ziehen.“ So änderten auch sie ihren Wohnsitz und bauten am Fuße des Sifume-Berges. Viel Volk verließ den Divabe, die Leute schlossen sich dem Zulu an und machten ihn zu ihrem Häuptling.

Aus dieser bescheidenen Fürstenlinie ging später als berühmteste und berühmteste Persönlichkeit Tschaka hervor, der als „Napoleon Südafrikas“ bezeichnet wird, und während seiner Herrschaft von 1818—1828 die meisten Stämme Südafrikas unterwarf. Doch sein Reich, das auf Raub, Mord und Blutvergießen aufgebaut war, hatte keinen Bestand und zerfiel wieder unter seinen Nachfolgern, bis es im Zulukrieg 1879 den letzten Todesstoß erhielt. Die Nachkommen dieser Zulufamilie leben als Scheinkönige noch weiter. Obwohl diese Thronanwärter in den Augen der südafrikanischen Regierung kaum mehr als andere Häuptlinge gelten, so sehen die einzelnen Stämme den jeweiligen Inhaber doch als ihren König an. Nach dem Namen dieser Familie nennen sich die Eingeborenen jetzt ama Zulu — Zululeute. Auch wird die Provinz nördlich vom Tugelafuß geographisch Zululand genannt. Der letzte König der älteren Seitenlinie, des Divabestammes Pakatiwaho, wurde von Tschaka ermordet. Allein auch heute noch finden sich direkte Nachkommen Pakatiwahos, die sich als „Könige“ dieser Sippe ausgeben. Vor mehr als 20 Jahren lebte bei Braemar,



Schreinerei in Mariannhill
 Missionsbrüder führen die Schwarzen in die Kunst des Handwerks ein
 Photo: Mariannhiller Mission

unweit der Missionsstation Himmelberg, ein gewisser Georg Divabe, dessen Vater sich als Kronprätendent der Divabeleute ausgab. Hierzulande wie überall kann man Leute antreffen, die von der Wandelbarkeit alles Irdischen zu erzählen wissen und erfahren haben, daß das Leben Glück und Unglück, Glanz und Erniedrigung in seinem Schoße birgt. Diese Launen des Geschickes, oder besser gesagt, diese weisen Zulassungen einer gütigen Vorsehung bezeichnet man hier mit dem Sprichwort: „Das Leben gebiert Männliches, es gebiert Weibliches.“ Man muß eben nehmen was da kommt, da doch alle Dinge denen, die Gott lieben, zum Heile gereichen.

Esper

Ein Gott auf Reisen

Aus einem Brief von Missionschwester M. Renata, welche an der Schule in Zanzibar tätig ist, entnehmen wir folgende interessante Mitteilung:

Ein Abenteurer, der sich als Abkömmling von Mohammed und als Vertreter einer neuen mohammedanischen Sekte ausgibt, wird als Gottheit verehrt.

Ende Januar — so schreibt die Schwester — war viel Aufsehen in der Stadt, als die Algakhan-Sekte ihren Gott zum Besuch hatte. Dieser Gott reist nämlich selbst überall herum und kam nun nach Zanzibar. Ich sah ihn, ein gut genährter Onkel. Ein Flieger brachte ihn von Mombassa nach hier. Seine „geistlichen Kinder“ hatten Straßen und Häuser festlich geschmückt und illuminiert. Man sagte, die Gottheit habe sich in ihn ergossen, und so betrachten ihn die betrogenen, armen Anhänger als den wandelnden Gott. Wo er hinging, fielen sie nieder und küßten seine Fußstapfen. Sein Badewasser wurde in Flaschen für teures Geld verkauft und als Trinkwasser verwendet. Am einem Nachmittag spielte er draußen „hocky“. Er setzte eine Zeitlang dem dienenden schwarzen Boy seinen Hut auf. Nachher wurde dieser junge Neger von einer großen Menge umringt und förmlich gedrängt, seine Kraushaare schneiden zu lassen; er bekam so Gelegenheit, seine Locken um hohes Geld als Reliquien zu verkaufen, weil der Hut des lebendigen Gözen darauf gefessen hatte. Am letzten Sonntag kam auch „Ihre Hoheit“, seine Frau, eine vom Glauben abgefallene Französin. Bei der Ankunft hielten ihre Verehrer für 60 000 Schilling Seide und Juwelen bereit. Mancher Algakhan-Anhänger hat sich an diesem Tag bettelarm gemacht. Algakhan feierte im vorigen Jahr sein goldenes Jubiläum. Das Geschenk der Indier bestand darin, daß er gewogen wurde und die Höhe seines Gewichtes ihm in Gold überreicht wurde. Es waren damals mehr als 200 Pfund.

Am Montag flog er nach Nairobi, wo dieselben Zeremonien zu seiner Verherrlichung stattfanden. Er wird dabei wohl versuchen, ein gutes Gewicht zu behalten.

Mota Sahab

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. S. — Herderverlag, Freiburg (Fortf.)

Gewöhnlich trägt der Dudwalla eine Pyramide von Messingtöpfen voll Milch auf dem Kopfe, von denen der obere immer kleiner ist als der zunächst untere. Kerzengrad geht er einher und so sicher steht die Topfpyramide auf seinem Haupte, als ob sie mit ihm verwachsen wäre.

So verschieden die Töpfe an Größe sind, so verschieden ist auch die Qualität der Milch, die sie enthalten, d. h. der Grad der Verwässerung. Diese Töpfe bringt er zu seinen weniger bedeutenden Kunden, die es nicht so genau nehmen und froh sind, daß sie überhaupt etwas bekommen. Die Kuh hingegen führt er mit sich zu besseren Leuten, die mehr kaufen und darauf bestehen, daß er in ihrer Gegenwart ihren Bedarf an Milch melkt.

Bringt der Dudwalla einem die Milch ins Haus — und das tut er immer bei neuen Kunden —, dann kann man sicher sein, daß es mit der Milch nicht stimmt. Ich mußte im Anfang auch diese Erfahrung machen. Schon das erste halbe Seer (halbes Liter) Milch, das er brachte, war auffallend dünn und bläulich. Nach genauer Prüfung enthielt sie gut 25 Prozent Wasser. Ich sagte nichts. — Am folgenden Tag war sie nicht besser. Da hielt ich ihn aber fest und fragte ihn: „Hältst du mich wohl für so dumm, daß ich nicht sehe, wie stark die Milch verwässert ist und was du für ein Betrüger bist?“

„O Sahab, du tust mir unrecht, die Milch ist rein. Dir gebe ich nur gute Milch, extra gute. Wie sollte ich es wagen, dem Padre-Sahab schlechte Milch zu geben?“

„So? das ist ja sehr schön von dir. Nun soll dir aber dieses feine Instrument hier, der Milchprüfer, zeigen, wie dick du lügen kannst. Schau mal her! Siehst du nicht, wie ehrlich das Ding angibt, wie unehrlich du gewesen bist? Ein Viertel der Milch ist Wasser. Was sagst du dazu?“

Er schaute den Milchprüfer verdächtig an, und, den Kopf schüttelnd, sagte er etwas betroffen: „Weiß der Teufel, was die Europäer alles erfinden! Was weiß denn das dumme Ding da von der Milch?“

„Ja, das leidige Ding, nicht wahr? Wenn du ehrlich wärest, müßtest du eingestehen, daß dir das Ding genau nachgewiesen hat, wieviel Wasser du in die Milch getan hast.“

„Du mußt es wissen, Sahab“, meinte er, klein beigegebend, „es kann ja sein, daß die Kuh zuviel Wasser getrunken hat.“

„Nein, mein Lieber, nicht die Kuh, son-

dern du hast die Milch verwässert. Morgen bringst du mir ordentliche Milch, sonst geht's dir schlecht, verstanden?“

„Dein Sklave wird sein Bestes tun, Sahab.“

Nun war ich gespannt, was für Milch er am folgenden Morgen liefern würde. Ob er mich wohl auf eine andere Weise betrügen würde? Denn betrügen muß der Hindu, solange es geht. Abwarten!

Früh morgens stellt sich mein gerissener Dudwalla ein. Mit lähn-fröhlicher Festigkeit und Zubersticht präsentiert er seine Milch und gießt sie dem Koch in die Kanne. Dabei schien er sich im heiteren Gedanken zu wiegen: „Diesmal wird dem Sahab sein Ding nichts nützen; er wird mir keine Verwässerung nachweisen können und den neuen Trick schon gar nicht. Und die Milch fließt so schön tief weiß.“

Aber diese schelmische Dudwalla-Freude sollte nicht lange dauern. Gerade die eigentümlich weiße Farbe dieser Milch erregte meinen begründeten Verdacht. Ich tauchte ein blankes Messer in die Milch. Nachdem ich dasselbe herausgezogen und es hatte abtropfen lassen, blieben auf der Fläche viele feste kleine Pünktchen zurück. Einige ließen sich zerdrücken, andere nicht. Dem Dudwalla wurde es ungemütlich. Er sah seinen neuen Betrug wiederum entdeckt.

„Siehst du diese Pünktchen hier, Dudwalla“, fragte ich ihn, „woher kommen denn die? Solche bleiben doch bei guter Milch nicht zurück. Wenn du unbedingt betrügen willst, so mußt du es so machen, daß man es gar nicht merkt. Das könnt ihr Dudwallas aber nicht, denn dafür seid ihr viel zu dumm. So bist du also wieder hereingefallen; denn diese Pünktchen beweisen klar, daß du diesmal die Milch nicht mit gewöhnlichem Wasser, sondern mit Kalkwasser vermischt hast. Schämst du dich nicht vor dir selber, so unverschämt und so plump zu betrügen?“

„O Sahab“, winzelte ausweichend der Schuldbehaftete, „dein Sklave hat dir heute besonders fette Milch gebracht von meiner besten frischmelken Kuh. Laß dich durch die Pünktchen doch nicht beirren, denn das sind käjige Fettklümpchen, die zeigen, wie reich die Milch ist.“

„So? du willst noch weiter lügen? Es scheint, dein Verstand ist arg käjig geworden, mein armer Gauhi (Kuhbesitzer). Aber deine schönsten Lügen retten dich nicht. Woher denn die harten, sandigen Pünktchen? Sand ist doch kein Fett! Setz

soll deine Kalkmischung ganz offenbar werden.“

Ich rief meinem Koch: „Bastian, hol mir schnell einen heißen Ring vom Herd!“ — Ich tröpfelte etwas von der Milch auf den Ring, daß es dampfend zischte, und sobald die Tropfen verdunstet waren, blieb ein dünnes weißes Krüstchen auf dem Ring zurück. Schrieb mit dem Finger darüber, der sich weiß färbte, und zeigte ihn dem Gauki mit der Frage: „Ist diese Farbe Käse oder Kalk?“

Wie geknickt stand der Betrüger da und stöhnte nur: „Ozean des Erbarmens, sei mir nicht hart! Ich bin ein armer Mann.“

„Gut“, sagte ich, „du weißt, ich könnte dich der Polizei übergeben; jedoch es soll dir nichts geschehen. Aber ich will mit dir Betrüger nichts mehr zu tun haben. Und du, Bastian, gieße die Milch auf den Kehrichthaufen aus, wie sie es verdient.“

Mit einem tiefen Salaam machte sich der Dudwalla aus dem Staube, sichtlich froh, daß die Sache kein schlimmeres Ende für ihn genommen.

Von da an bekam ich durch Vermittlung des Polizeiinspektors, meines Freundes, von dessen Dudwalla dieselbe Qualität Milch geliefert, die auch er erhielt. Diese war immer gut und unversälscht, denn der Milchferl wagte es nicht, dem gestrengen Herrn Inspektor Anlaß zur geringsten Unzufriedenheit zu geben.

Wo aber die Dudwallas nichts besonderes zu fürchten haben, treiben sie auf alle erdenkliche Weise den tollsten Betrug mit ihren Kunden, solange es geht, selbst dann, wenn man sie unter eigenen Augen melken läßt. So ertappte eines Morgens einer unserer Brüder am St.-Marien-Kolleg in Bombay den Dudwalla, der in seiner Gegenwart vor der Küche die Kühe melkte, bei einer raffinierten Betrügerei. Der aufmerksame Bruder bemerkte nämlich, wie der Dudwalla beim Melken den linken Oberarm immer etwas hob und an die Rippen drückte. Sofort griff er fest zu und untersuchte den Arm. Und was fand er zu seiner Überraschung? Einen mit Wasser gefüllten Beutel in der Achselhöhle des Betrügers, der mit einer Kordel an der Schulter befestigt war, und ein Gummischläuchlein im Rockärmel, durch welches das Wasser bei jedem Druck des Oberarmes aus dem Beutel in seine mit Melken beschäftigte Hand und in den Milchtopf floß. Wahrhaftig, eine großartige Schwindelmethodel! Der Bruder mußte selber darüber lachen. Dem Dudwalla war es aber nicht zum Lachen, denn statt des erhofften Gewinnes erntete er nur Schande und Schaden.

Glückselig also der Mann in Indien, der einen ehrlichen Milchferl gefunden, denn ihm bleibt viel Arger erspart, und er ist

sicher, für sein gutes Geld auch gute Milch zu erhalten.

13. Ein lieber Besuch

Nicht nur Kleider und Wäsche müssen von Zeit zu Zeit gereinigt, sondern auch das Antlitz des Sahib muß öfters erneuert werden. Dies besorgt der Barbier oder Hujjam. Das muß mit allem Nachdruck betont werden.

Es wäre nämlich höchst ungeziemend und ein frevelhafter Verstoß gegen die heilige, unabänderliche indische Gesellschaftsordnung, wenn ein Sahib sich selber rasieren würde. Dadurch würde er tief in den Augen der Indier sinken.

Ist denn nicht alles in Indien heiligen Gesetzen unterworfen, auch der Bart? Und haben nicht die Götter für alle Werke eigene Hände bestimmt, auch fürs Scheren und Rasieren? Wer wollte es da wagen, unbefugt Hand an den eigenen Bart zu legen und sich dadurch an den heiligsten Rechten einer ehrbaren Kaste zu vergreifen und den Barbier und seinen Kindern grausam das Brot aus dem Munde zu nehmen? Kein Indier denkt deshalb auch nur im Traume daran, sich selber zu rasieren.

So ist in ganz Indien Gesichts- und Kopfpflege die unbestrittene Domäne des Hujjam.

Keiner versteht sich auch so gut aufs Scheren und Rasieren wie er. Schere und Rasiermesser scheinen mit ihm geboren zu sein. So sicher, spielend und gewandt weiß er sie zu handhaben. So sicher, wie ein Huhn auch bei geschlossenen Augen mit seinen Beinen scharrt. Es dürfte kaum einen europäischen Friseur geben, der ihm an Geschicklichkeit gleichkommt. Wie oft war ich in banger Besorgnis, mein Barbier würde sich schneiden, wenn er mit blitzartiger Geschwindigkeit mit seinem Rasiermesser über die Innenfläche seiner linken Hand hin und her summelte. Aber keine Gefahr. Eher tragt sich ein Affe mit dem Schwanz, als daß der Hujjam sich schneidet. Diese Fixigkeit in der Ausübung seines Handwerks scheint sich seinem ganzen Wesen und Auftreten mitgeteilt zu haben. So flink und selbstbewußt schreitet er einher und kommt ohne anzuklopfen ungehindert ins Zimmer hinein.

Schon von weitem kann man den Hujjam erkennen und ihn von allen Hindus unterscheiden. Meist ist er ein hagerer, knochiger Mann mit ernstem Antlitz und wichtiger Miene. Sein Haupt übersehattet bis tief über den Nacken und hoch über die Stirn hinaus ein ungewöhnlich wulstiger roter Turban von ovaler Form. Auf seiner Nase sitzt, ziemlich weit nach vorn geschoben, die berufsmäßige altmodische Brille, über die weisheitsinnig ein paar



Unsere Schweizer Missionsstudenten beim Aufmarsch, Altdorf, Uri

Photo: P. Meinrad, Altdorf

dunkle Augen hindrücken. Sein langer weißer Oberrock schließt sich eng an den Oberkörper an, während er von der Magengegend an über einen enormen Wulst wie über einen gefüllten Kontinental-Gummireifen hinunterflattert. Hat der Hujjam etwa die Wasserfucht? Das wohl nicht, denn die kennt er nicht. Aber an seinem Gürtel hängen vorn herum und an den Seiten eine Reihe von Ledertaschen, gespickt mit Rasiermessern, Scheren, Kämmen, Haarzangen, Seife, Pinseln, Bürsten und allen möglichen Instrumenten. Denn der Hujjam ist nicht nur Rasierer, sondern auch Spezialist für Ohren- und Nasenbehandlung.

Der Hujjam hat keinen eigentlichen Frisiersalon. Er geht zu seinen Kunden hin, und wo immer sich einer frisieren lassen will, ist er gleich dazu bereit. Die Eingeborenen bedient er gewöhnlich im Freien, vor oder hinter der Wohnung. Dabei hockt er sich vor seinen Kunden, der auf dem Boden sitzt und sich mit Wohlbehagen seiner Kunst überläßt.

Mit ganz besonderem Vergnügen geht der Hujjam zu den Europäern; denn je mehr weiße Sahibs er zu bedienen hat, desto höher steht er in der Achtung seiner Landsleute. Ohne besondere Zeremonien kommt er gleich, nachdem er die Sandalen vor der Tür abgelegt hat, ins Zimmer hinein, und mit einem kurzen, kaum vernehmbareren Gruß: „Morgen, Sahib!“ begibt er sich gleich ans Werk. Liegt der

Sahib noch im Bett, so wird er dort rasiert.

Hat der Briefträger noch nicht die Zeitung gebracht, so kann man doch die Hauptlokalmeldungen vom Barbier erfahren, denn er ist gut unterrichtet und gilt als der zuverlässigste Lokalanzeiger. Was er nicht weiß, hat keine Bedeutung. Gewöhnlich verfügt der Hujjam über ein paar Brocken Englisch und sucht sie mit Hochgefühl an den Mann zu bringen. Erst jedoch hüllt er sich in geheimnisvolles Schweigen, wegt sein Messer und schlägt Schaum. Beim Einseifen muß man ihn zum Reden reizen. Darauf scheint er zu warten.

„Nun, Hassan“, fragte ich meinen bejahrten Hujjam, „was gibt's Neues?“

„Nix Sonderes, Sahib.“ — Nach längerer Pause: „Radschah von Dschalpur durchgefahren.“

„Was du jagst!“

„Heut früh kommen, Sahib. — Mit Panjab-Expres. — Viel Volk bei Bahn.“

„Hast du ihn gesehen? Du hättest ihn rasieren können und hättest einen guten Backschisch bekommen.“

„Radschah wird nicht rasiert, Sahib. Ihm ist Bart. Radschah seiend Radschput (adelige Kriegertaste), muß sein mit Bart. Wo nix Bart, — Weib; wo gut Bart, — herrlich, — Mann!“

Eine kleine Pause. — Andere Neuigkeit.

„Weißt du, Sahib? — Nein, ich weiß nicht. Ich gut wissend. Keinem nix sagen, Sahib!“

„Was ist's denn, Hassan? heraus damit!“

„Ja, Sahab, wirst sehen. Vize-Stationsvorsteher versetzt. Gangen nach Starfi

„Wie kommt denn das, Hassan?“

„O Sahab, Hassan viel wissend. — Nix alles sagen.“

„Kannst mir ruhig alles sagen, Hassan. Nur heraus damit!“

„Sahab kennt ja Vize-Vorsteher F. Ihm sind lange Finger. — Tat Stühle verkaufen vom Wartsaal. — Viel Paisa (Geld) erhalten. — Zehn Büchsen Ghie (ausgelassene Butter) von Waggon nehmen. Tat verkaufen. — Gut Kam (Geschäft) gemacht. — Viel Paisa bekommen. — Polizei kommen, — heimlich Untersuchung machen. Darum F-Sahab fort müssen zu Starfi.“

„Wer hätte das gedacht, Hassan!“

„Ja, Sahab, so ist immer: wie treiben, so enden. — Kommt Polizei, Sachen aufgehört. Besser Tausende lassen gehn und bleiben ehrlich!“

„Gut gesagt, Hassan, so wollen wir es halten, gelt?“ Mit sichtlichem Wohlgefallen schmunzelt Hassan über dieses Lob. Aber er hat noch was auf Lager. Er wird's schon verraten.

„Wieviel Mordslärm heute morgen im Soaneseviertel, Sahab!“

„Nun, was war denn da los?“

„Herr Silva mit Flinte in Hof zwölf Hühner, männliche, totmachen.“

„Warum denn?“

„Frau Silva legte Eier für Brüten in Korb. — Schöne kleine Hühner davon geboren. Nachher alles männlich. Silva Sahab sehr böse. Gegen Frau wütend. Lief herum ganz wild. Tat laut brüllen: „Hühner will ich haben, nicht Hähne. Legen doch keine Eier. Warum immer Hähne kommend? Tun nix als fressen.“ Dann Silva Sahab mit Flinte hinterher. Darum von Schießen alle Hähne tot gegangen.“

Fürwahr, der indische Barbier ist ein interessanter Mensch, der es versteht, gut zu beobachten und das Gesehene und Gehörte den Sahabs, die er bedient, in spannender Form mitzuteilen. Kein Wunder, daß man ihm gerne zuhört und daß sein Besuch ein angenehmes Erlebnis ist.

Mein Barbier Hassan indes, war ein älterer Mohammedaner in den fünfziger Jahren, war eine mehr schweigsame, ruhige, tiefreligiöse Natur. Nur schwer war er zum Reden zu bewegen. Weil er bei mir bloß den Bart ein wenig zurecht zu stutzen und das obere Gesicht ein bißchen zu rasieren hatte, kam er nur zweimal im Monat und war auch dann bald fertig. In allem, was er dabei kurz erzählte, war

er sehr vorsichtig, und die sittlichen Lehrsprüche, die er an seine Anekdoten anknüpfte, waren oft überraschend zutreffend.

Aber ein Ereignis, das seine ganze Seele erfüllte, wußte er mir mit mehr Beredsamkeit zur Kenntnis zu bringen. Und das war seine bevorstehende Wallfahrt nach Mekka, zum Heiligtum seines Propheten. In der Tat war diese zweite Reise für einen armen Mohammedaner im fernen Indien kein geringfügiges Unternehmen. Feierlich enthüllte er mir seinen Entschluß.

„Sahab, sagte er tief bewegt, „ich werde alt. Jetzt ist es für mich Zeit, eine große Lebenspflicht zu erfüllen. Als treuer Bekenner des Islam muß ich einmal nach Mekka pilgern, so schwer es auch wird. Seit vielen Jahren habe ich jede unnötige Auslage vermieden und mir meine sauer verdienten Groschen erspart, um mir die zweite Pilgerreise zu ermöglichen. Jetzt habe ich so viel beisammen, daß ich es wagen kann. Nach vier Wochen geht ein Schiff nach Dschiddah, und mit dem fahre ich. Ich habe für einen Stellvertreter gesorgt, der dich statt meiner bedient. Es wird mir sehr hart, so lange von meiner lieben Familie getrennt zu sein. Ich weiß nicht, ob ich sie wiedersehen werde. Möge Allah sie beschützen! Viele ziehen nach Mekka und kehren nicht mehr zurück. Sie unterliegen den Strapazen. Ich bin in Allahs Hand. Sein Wille geschehe! Lebe wohl, Sahab!“

„Lebe wohl, mein lieber Hassan“, erwiderte ich, auch nicht wenig gerührt durch seine treuherzige Sprache, „gute Reise! Gott behüte dich!“

Mit einem extra tiefen Salaam schied Hassan von mir und wuschte sich beim Hinweggehen die Tränen aus den Augen.

Vier Monate waren bereits verstrichen, und Hassan zeigte sich noch nicht. Schon begann ich zu zweifeln, ob er überhaupt heimkehren werde. — Da taucht eines Samstagmorgens seine bekannte Gestalt wieder auf. Etwas langsamer als sonst, aber mit einem freudigen „Salaam, Durchlaucht!“ kommt er zu mir herein.

„Gott sei Lob und Dank, Hassan, daß du wieder gesund daheim bist!“ sagte ich, ihm herzlich die Hand schüttelnd.

„Ja, Sahab, Gott Lob, daß alles gut überstanden ist und ich meine Familie wohlbehalten wiedergefunden habe. Aber es war doch keine leichte Sache. Nein, Sahab, sicher nicht!“

„So, Hassan? Ist's dir schlimm ergangen?“

„O Durchlaucht, was war das für eine schreckliche Reise! Auf dem Schiffe welches Gedränge! Wie lagen wir auf Deck so fest beieinander und welche Hitze und welche

Beengung überall! Manche Moslim haben auf der ganzen Seefahrt gefastet. Einige davon sind gestorben und wurden ins Meer versenkt. Sie sind bei Allah im Paradies. Sie haben ihr Leben geopfert und auf Wiedersehen verzichtet. — Und dann in Dschiddah, welsch ein Durcheinander von türkischen, arabischen, afrikanischen und indischen Pilgern! Welche Pladereien im Sammellager und dann welsch endlose Schwierigkeiten und Verzögerungen, bis unsere Karawane schließlich reisefertig war! — Und was soll ich sagen von dem schauerlichen Karatwanenzuge nahezu sechs Tage durch die Wüste mit dem unbarmherzigen Sonnenbrand über uns und dem glühenden Wüstenand unter uns und dem aufgewirbelten, uns mit Wolken umhüllenden, erstickenden Staub! O Sahab, es war schrecklich. Wie viele blieben zum Tode erschöpft den Weg entlang auf dem Sande liegen als willkommenes Mahl für Geier und Schatale! Wohl ihnen! Sie sind jetzt bei Allah im Paradiese!“

„Da wirst du wohl froh gewesen sein, Hassan, als ihr endlich in Mekka ankamt, nicht wahr?“

„Das kannst du glauben, Sahab, denn ich war ganz schlapp und fast wahnsinnig vor Durst. O hätten wir doch etwas von unserem Zisternenwasser von hier dort gehabt! Das Wasser dort war sehr schlecht. Bei dem betäubenden Wirrwarr von Laufenden von aufgeregten Pilgern im Lager und in den Straßen war an ein eigentliches Ausruhen auch nicht zu denken. Und wie entsetzlich war der Schmutz und der Gestank, der einen fast überall umgab! Dazu kam die unheimliche Furcht vor der Cholera, die eine gute Anzahl Opfer forderte. — O Sahab, das alles kann man nicht vergessen und nicht beschreiben. Wie froh bin ich, daß ich all dies hinter mir habe und wieder heil bei den Meinigen bin!“

„Das will ich wohl meinen, Hassan. Aber dafür bist du auch jetzt ein ehrwürdiger Hadshi (ein Mohammedaner, der in Mekka gewesen ist) und kannst dich jetzt von allen Mühsalen erholen.“

Seit dieser beschwerlichen Pilgerreise ist Hassan noch bedeutend ernster geworden und hat mich noch oft durch seine frommen Äußerungen erbaut.

Treu bis zum Ende hat er mich bedient und sich als Muster eines guten Hujjam wiesen. Möge Gott es ihm lohnen!

14. Eine eigenartige Freundschaft

Kommt da eines Tages, kurz nach meiner Ankunft in der Station, ein großes, schönes Auto im Pfarrhof angefahren.

Ein schlanker, sonngebräunter Engländer in Khaki und mit einem hohen Khaki-Turban auf dem Haupte stieg aus. Wer mag das wohl sein? dachte ich mit einer gewissen gespannten Neugierde. Es muß schon ein hoher Herr sein, der so angefahren kommt. So war es auch.

Nach einigen Minuten stand der hohe Besuch bereits an der Tür meines Arbeitszimmers. Er hatte die Zeit seines Kommens gut gewählt, denn es war gerade nach der Nachmittagschule. Mit einem herzlichen „Guten Tag, Padre!“ trat er ein und stellte sich als den Kolektor (Präsident) der Provinz Ost-Khandesch vor. Ehrfurchtsvoll und herzlich hieß ich ihn willkommen und dankte ihm für den gnädigen Besuch. Da ich sah, wie er schwitzte und wie erhitzt er war, schickte ich schnell meinen Diener, ein paar Flaschen Pilsener und etwas Eis zu holen. Der Herr Kolektor nickte dazu wohlgefällig Beifall und sagte, indem er seinen Turban abnahm und auf einen Stuhl neben seinem Sessel niedersezte, freundlich lächelnd:

„Sie sind, wie ich sehe, ein verstehender fühlender Mensch, und ein kühler Trunk ist bei diesem dürstigen Wetter jedem angenehm.“

Ich bot ihm meine gewöhnlichen Zigarren an und bat ihn, da er wohl an besseres Kraut gewöhnt sei, wenigstens einmal zu versuchen.

Höflich dankend steckte er sich eine an und sagte: „Was den Padres schmeckt, wird mich wohl auch nicht vergiften.“

Unterdessen kam das Bestellte an, und nachdem sich der hohe Herr an einem Glas Pilsener erfrischt hatte, schlug er einen ganz gemüthlichen Ton an und sagte:

„Sehen Sie, lieber Padre, obschon ich, — erschrecken Sie aber ja nicht darüber, — obschon ich ein Freimaurer und Logenmeister bin, so waren Ihr Vorgänger im Amte und ich all die Jahre gute Freunde, denn ich schätze die katholische Kirche hoch, weil sie allein gesunde Grundsätze hat, und ich respektiere die katholischen Priester, weil sie trotz aller Welt nach diesen Grundsätzen leben und weil sie wissenschaftlich durchgebildet sind. Nun wünschte ich, daß wir beide auch gute Freunde seien, denn ich möchte über so vieles, was mich interessiert, von Ihnen zuverlässigen Aufschluß bekommen. Als Sohn eines Pastors studierte ich seiner Zeit zu Oxford Theologie; fasselte aber dann, weil mir der Pastorenberuf nicht zusagte, zum Studium der Rechte um. Seither habe ich aber immer noch ein lebendiges Interesse für die Geese, die Schriftklärung, beibehalten, besonders aber in

letzter Zeit für die Funde in Mesopotamien und ihre Beziehungen zur Bibel. Können Sie mir das Neueste darüber mitteilen?"

„So weit mein bescheidenes Wissen reicht, gerne, Herr Kollektor.“ Ich weilte im Jahre zuvor in London, hatte mich gut in der anglikanischen Exegese umgesehen und konnte ihn daher ohne besondere Mühe zufriedustellen. Und da ich im britischen Museum und im Archiv des India Office mich speziell mit assyrisch-babylonischen Texten beschäftigt hatte, konnte ich auch über die Babel-Bibel-Frage ausführlichen Bescheid geben. Das interessierte den wissensdurstigen Herrn im höchsten Grade.

„Gut“, sagte er, „das ist für jetzt des Interessanten zu viel, aber darüber will ich bei größerer Muße noch mehr hören. Ich bestehe darauf, daß Sie jeden Monat einen Tag bei mir in meiner Residenz zu Salgaon zubringen. Bestimmen Sie einen Tag, der Ihnen am besten paßt, und ich werde Sie immer bei Ihrer Ankunft an der Station mit dem Auto abholen. Einverstanden?“

„Aber sicher, Herr Kollektor, ich werde mich dementsprechend einrichten und am letzten Mittwoch im Monat mit dem 6 Uhr Zug kommen und den Donnerstag bei Ihnen zubringen.“

Ich nahm um so lieber die Einladung zum monatlichen Besuche an, als ich damit den katholischen Dienern des Herrn Kollektors eine günstige Gelegenheit bieten konnte, einer heiligen Messe beizuwohnen und die heiligen Sacramente zu empfangen.

Wie abgemacht, fuhr ich also jeden Monat am bestimmten Tage hinüber nach Salgaon und nahm meinen Tragaltar mit. Der Herr Kollektor war mit seinem Auto immer pünktlich zur Stelle, um mich abzuholen. Nach einigen Minuten langten wir dann in seiner zwei Kilometer entfernten Residenz an, die auf einem höheren Gelände herrlich gelegen war. Mein herrschaftliches Quartier bestand aus einem schön möblierten Wohnzimmer, einem luftigen Schlafzimmer und einem einfachen Baderaum mit einer Hinterveranda im ersten Stock, von wo aus man eine wohlthuende Aussicht genoß.

Spät am Abend gab es immer ein Festessen im schön gezierten Speisefalon, zu welchem alle Spitzen der Bezirksregierung mit ihren Frauen (nur Engländer) geladen waren. Vor dem Essen gab der Herr Kollektor laut den Befehl: „Padre, sprechen Sie, bitte, den lateinischen Segen wie zu Oxford!“ Darauf

sprach ich laut und gemessen das „Benedicite“, während dessen die Gäste ruhig wie Statuen an ihren Plätzen standen.

Während des Essens herrschte ein sehr gemüthlicher, kameradschaftlicher Ton. Freilich, da außer mir alle anglikanische Protestanten und Freimaurer waren, war man mir als katholischen Priester gegenüber erst etwas zurückhaltend. Wie sie aber merkten, daß sie dazu keinen Grund hätten, wurden sie ganz zutraulich. Nicht nur über Whist, Diener, Pferde, Hunde und tägliche Vorkommnisse in ihrem Bereich wurde gesprochen, sondern auch, und zwar vorwiegend, mehr gehaltvolle Fragen, naturwissenschaftliche, botanische, zoologische, ethische und religiöse, wurden erörtert, wozu ich immer meine Ansicht äußern mußte. Da hatte ich reichlich Gelegenheit, vieles zu berichtigen und, besonders auf religiösem Gebiete, viele Vorurteile zu beseitigen.

Interessant erschienen mir da oft Auserwählungen von hohen Damen. Eine derselben meinte, es sei doch schade, daß die Jesuiten keine Freimaurer seien. Da wurde natürlich viel gelacht, aber die richtige Erwiderung darauf blieb nicht aus. — Eine andere äußerte, Buddha sei ihr so sympathisch, weil er mit solch ruhigem Lächeln ins Leben schaue. Darauf entgegnete ihre Freundin mit Nachdruck: Mit diesem seinem starren Lächeln habe Buddha noch kein Leid gelindert und könne daher nicht im entferntesten mit Christus verglichen werden, der durch sein bitteres Leiden und Sterben die Menschheit vom größten Abel, von der Sünde, erlöst und allen Leidenden Trost und Stärke gebracht habe. — Ein andermal bemerkte eine Dame ziemlich aufgeregt: „Ich kann nicht umhin, mich meiner Konfession zu schämen, sooft ich an Heinrich VIII., den Urheber derselben, denke; dieser Ehebrecher und Mörder mehrerer Frauen ist doch sicher keine Empfehlung für seine Kirche. Und weil er mit Gewalt unser Volk von der Mutterkirche losgerissen hat, so begreife ich nicht, warum wir heute noch in diesem ungerechtfertigten Zustand verharren und nicht geschlossen zu ihr zurückkehren.“ Das war sehr wahr und klar gesprochen. Einige nickten entschieden dazu Beifall, während die andern nachdenkliche Gesichter machten.

„Sie sehen und fühlen ganz richtig“, bemerkte ich dazu, „und der große Newman ist derselben Meinung, wenn er schreibt: „Die Geschichte genau kennen heißt soviel wie aufhören, Protestant zu sein.“

Nach dem Abendessen begab sich die Tischgesellschaft in den Spielsaal, wo die

späten Stunden mit Musik, Gesang und Unterhaltung ausgefüllt wurden. Da besuchte mich einmal der hohe Hausherr mit einer sehr angenehmen Überraschung, indem er ganz großartig und im tadellosen Deutsch den „Wanderer“ von Schubert sang.

Am Donnerstag stand ich früh auf und bereitete mich auf die heilige Messe vor. Als ich um halb sieben hinunterging, hatten die katholischen Diener im Speisesaal schon einen Altar aufgeschlagen und denselben mit Palmen umgeben und mit Blumen geziert. Nun packte ich den Tragaltar aus und richtete alles zum heiligen Opfer her. Nachdem ich noch einige Beichten gehört, schickte ich mich zur heiligen Messe an. Nach derselben packte ich wieder alles ein, der Altar wurde abgebrochen, und seine Bestandteile nebst allen Bierpflanzen waren im Nu hinausgeschafft. Der Saal war wieder frei.

Um acht Uhr kam der Herr Kollektor mit seiner Familie herunter zum Frühstück. Dann ging er für eine Stunde seinen Geschäften nach, und ich betete mein Brevier. Sobald der Herr wieder zur Stelle war, machten wir unseren Plan für die Tagesarbeit. Wir hielten uns dabei an die letzten Mitteilungen im „Naturgeschichtlichen Journal“, von denen er besonders diejenigen des P. Blatter, Professors der Biologie am Franz-Faber-Kolleg in Bombay, hochschätzte. Bald war es eine Pflanz-, bald eine Tierart, der wir nachgehen und die wir an Ort und Stelle untersuchen und studieren wollten.

So zogen wir, mit allem Nötigen ausgerüstet, in der nächsten Umgegend herum und hatten dabei das Vergnügen, manch interessante Feststellung zu machen und manches furiose Tierlein für des Kollektors Privatammlung zu erobern.

Einmal entschlossen wir uns, ein ziemlich hochgetürmtes Nest einer Termitenkolonie, auszugraben und genau zu untersuchen. „Dorthin wollen wir aber auf einem großen Kamel reiten“, beteuerte der unternehmungslustige Herr Kollektor.

„Haben Sie auch Kamele hier?“ fragte ich überrascht.

„Zweibeinige mehr als genug, — die aber zum Reiten nicht verwendbar sind“, entgegnete mit ulligem Nachdruck der Kollektor; „aber ich habe gerade ein großes, starkes Lastkamel hier, das auch ihrem Gewicht gewachsen ist.“ Zu dieser feierlichen Feststellung lachten wir beide recht herzlich.

Sofort ließ er den Kameltreiber rufen und gab ihm den Auftrag, unverzüglich das Kamel gut zu satteln und vorzuführen. Nach einer kleinen Viertelstunde er-

schien der Treiber auch schon mit dem hochgewachsenen, kräftigen Reittiere, das neugierig überall herumsehauete, vor der Veranda und ließ es sich niederhocken. Nachdem das Arbeitsgerät in ein Netz eingewickelt und am Sattelgurt gut befestigt war, konnte der Aufstieg erfolgen.

„Aber, Herr Kollektor“, äußerte ich etwas bekümmert, „wenn die Geschichte nur gut geht! Das Kamel schaut mich schon so merkwürdig bedenklich an, und ich habe schon gehört, diese Tiere hätten oft ihre böswilligen und gefährlichen Mucken.“

„Ach was!“ beruhigte der Kollektor, „das gute Tier hat wohl noch nie oder nur selten einen Reiter von solchem Kaliber vor sich gesehen und zeigt deshalb seinen Respekt vor Ihnen. Es ist ganz zahm und harmlos und hat einen Treiber, der es zu regieren weiß; und wenn es auch hier und da seine Mucken hat, so sind dieselben doch lange nicht so schlimm wie die Mucken mancher Menschen. Nur mutig in den Sattel hinein, und halten Sie sich für die ersten Bewegungen des Tieres gut fest!“

So stieg ich denn auf dem vorgestellten Treppchen schnell hinauf, und der Kollektor war gleich hinterher mit einem Satz im Sattel. Der Treiber setzte sich auf den Hals des Kamels und gab ihm das Zeichen zum Aufstehen. Mit einem dreifachen, unbergesslichen Ruck erhob sich das Kamel zuerst auf die Vorderknie, dann auf die langen Hinterbeine, zuletzt auf die Vorderfüße, wobei es mir war, als ob ich erst nach vorn über den Kopf des Tieres und dann hoch in den Himmel geschleudert werden sollte. Ein unbeschreiblich graufiges Gefühl, das mir den Schweiß auf die Stirne trieb! Es war schon gut, daß ich mich krampfhaft am Sattel festhielt, sonst wäre ich wer weiß wohin geflogen. Sogleich setzte sich das große Tier in Bewegung und trug uns in forschem Tempo davon. Sein eigentümlicher Gang ver setzte uns im Sattel in eine taktmäßige Schaukelbewegung, wodurch ein leises seekrankartiges Gefühl in mir aufstieg, das sich aber bald wieder verzog.

Am Termitennest angekommen, begaben wir uns gleich mit Hacke und Schaufel an die Arbeit. Dabei erklärte ich dem Herrn Kollektor die Lebensweise dieser in Indien so verbreiteten Termitenart; und weil wir sehr vorsichtig zu Werke gingen, gelang es uns, eine gute Einsicht in den anderthalb Meter tiefen Bau zu bekommen. Unter den oberirdischen Türmen fanden wir 53 sogenannte Pilzgärten übereinander gelagert. Diese aus den Extremitäten der „Arbeiter“ hergestellten Gebilde gleichen in Gestalt und Größe einem dicken Badeeschwamme. (Fortf. folgt)



Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn

„Das kleine Marienbrevier.“ Von P. Pitus Hübenhal O. M. Cap. 98 Seiten, Preis Kart. RM. 0.75.

Soeben ist das „Kleine Marienbrevier“ mit seinen 8 Tagzeiten erschienen. Ein herrlicher Zweifarbendruck, gewählt in feiner Sprache. Konvente wie Einzelpersonen werden diese Ausgabe begrüßen.

Kanisiuswerk Freiburg (Schweiz) und Konstanz

Handbüchlein für Kleine Opferseelen. Von P. A. Herold C. S. R., 316 Seiten. Geb. RM. 1.30. All den kleinen Opferseelen unserer Tage, die sich Christi barmherziger Liebe anbieten, ihr tägliches Kreuz liebevoll umfassen zur Sühne für die Sünden und zur Rettung der Seelen ihrer Mitmenschen, ist dieses ganz praktisch eingestellte Büchlein geschrieben.

Kinder Gottes. Wie sie arbeiten, beten, leiden und sich freuen. Von Peregrina. 2. Aufl. 56 Seiten. Kart. 40 Pfg.

Wenn die düstere Erde mit ihrem Leid dich schreckt, das eigene Elend dich niederdrückt, dann sollst du mit kindlichem Herzen aufschauen zum himmlischen Vater.

Missions-Mittwoch. Von Karl Borromäus Schneider C. Pp. S. 48 Seiten. 15 Pfg. Dpb. RM. 1.80, 50 Stück RM. 6.20.

Gut beichten. Von P. Gratian Hunziker, Kap. 20 Seiten. 2. Aufl. 11. Tausend. 15 Pfg., 100 Stück RM. 14.—.

Josef Benedikt Cottolengo. Ein Apostel der Nächstenliebe. Von Bischof Dr. Alois Scheiwiler. 64 Seiten. Kart. 20 Pfg.

Das ganze Leben Cottolengos war von dem Gedanken beherrscht, den heiligsten Willen Gottes zu erfüllen. Im kleinen Haus der göttlichen Vorsehung zu Turin sammelte er alle Kranken und Unglücklichen der Gegend und betreute sie an Seele und Leib.

Dr. Josef Tobini. Ein Held der katholischen Aktion. Von P. Leo Schlegel O. Cist. 68 Seiten. Kart. 20 Pfg.

Als musterhafter Ehegatte, treubeforgter Familienvater, pflichtbewusster Erzieher, freundlicher Vorgesetzter, gewissenhafter Rechtsanwalt und eifriger Arzt ist er ein leuchtendes Vorbild für unsere Jünglinge und Ehemänner.

Mutter Henrika Dominika. Dominikanerin. Erste Generaloberin der Bethanien-Schwester. Von Klilian Baumer. 64 Seiten. Kart. 20 Pfg.

Ein erhebendes Beispiel, wie wir hinter allen Wechselfällen und Prüfungen des Lebens die allweise Vaterhand der göttlichen Vorsehung suchen sollen.

Thilli, die Gottsucherin. Aus dem Leben eines heldenmütigen Mädchens. Von Ludwig Dmisch. 48 Seiten. Kart. 20 Pfg.

Jedem Gefallenen, Suchenden, Ringenden unserer Zeit mag dieses wirklichkeitsnahe Büchlein ein Wegweiser sein zur Quelle des Lichtes, der Wahrheit und des inneren Glückes, ein Trost in Stunden des Leidens und der Verzweiflung.

Pater Lino Maupas von Parma. Von Dr. Ilse Brugger. 58 Seiten. Kart. 20 Pfg.

Ein schlichter Diener Gottes im Franziskanerkleid, der sich selbst vergaß und aufopferte für die Notleidenden.

Don Guanella. Ein Apostel der Nächstenliebe für unsere Zeit. Von Dr. Walter Disler. 64 Seiten. Kart. 20 Pfg.

Ein heiligmäßiger, bettelarmer Priester und Wohltäter der Menschheit in Oberitalien gründet die Kongregation der Diener der Nächstenliebe.

Druck & Verlag Missionsdruckerei St. Gabriel, Mödling bei Wien:

Lo Pa Hong, der katholische Mann. Ein Vorbild und Mahner. Von P. Dr. Joh. Schauren SVD. Das Büchlein verdient eine Massenverbreitung unter den Katholiken, jedes Mitglied der katholischen Aktion, jeder Helfer in der Caritas wird auf den wenigen Seiten neue Anregung und neuen Mut zur Tat gewinnen.

Verlag „Ars Sacra“ Jos. Müller, München, Friedrichstr. 9:

Das wahre Leben. Von Maria Brabec. 32 Seiten mit 3 Tiefdruckbildern. RM. —.40.

„Das wahre Leben“ von Maria Brabec von diesem Hineinwachsen, von der Liebe Gottes, die heilige Wandlung an uns bewirkt. Ernst mahnt es abzulassen vom „Ich“, es gänzlich zurückzulassen, um Gott zu finden, um seine Allgegenwart zu empfinden und auszuwerten. In lieber Weise mahnt es, den Schlüssel des Vertrauens zu nehmen und die Türe zum wahren Leben zu eröffnen.

Katholische Religiosität. Maran atha — Komm, Herr! Von Dr. Martin Kreuzer. 40 Seiten, Text zweifarbig mit 8 Tiefdruckbildern. In Büchleinumschlag RM. 1.10.

Eine kleine Theologie! Eine erhebende und begeisternde Zusammenschau des Reichtums katholischen Geistes und Lebens, die in uns wieder den Geist der ersten Christen wecken will, daß auch wir wieder in heiliger Sehnsucht zu beten vermöchten: „Maran atha! Herr, komme!“

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. Meinrad Bechtiger, Missionshaus St. Josef, Altdorf (St. Uri). — Verlag: Mariannahilfer Mission. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben